

## REZENSIONEN

**Klaus-Peter Friedrich, Der nationalsozialistische Judenmord und das polnisch-jüdische Verhältnis im Diskurs der polnischen Untergrundpresse (1942–1944). Mit einem Vorwort von Karol Sauerland. Marburg 2006, 246 S. (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropa-Forschung. 15).**

Das polnisch-jüdische Verhältnis ist das Thema, das in den letzten 20 Jahren in der polnischen Öffentlichkeit besonders intensive Diskussionen losgetreten hat. Es ist die These vertretbar, dass entlang der Behandlung der komplexen Geschichte der polnischen Juden sich die Frage entscheidet, ob eine Öffnung und Pluralisierung des relativ kanonischen polnischen Geschichtsdiskurses gelingen wird. Qualifizierte fachwissenschaftliche deutsche Stimmen zu diesen polnisch-jüdischen Diskursen finden sich gerade unter jüngeren deutschen Historikern (etwa bei Ingo Loose und Andrea Loew). Hierzu zählt auch Klaus-Peter Friedrich, der in den letzten Jahren eine umfangreiche Zahl von Publikationen zum Holocaust und zur polnisch-jüdischen Zeitgeschichte vorlegt hat (Überblick unter [www.litdok.de](http://www.litdok.de)).

Die hier vorgestellte Monografie ist eine überarbeitete und gekürzte Fassung des ersten Teils der umfangreichen (über 700 S.) Dissertation von Friedrich, die als elektronische Publikation erschienen ist.<sup>1</sup> In ihr wird lediglich die polnische Untergrundpresse im Zweiten Weltkrieg behandelt, während Friedrich in der Dissertation auch die Nachkriegspublizistik der Jahre 1945–1947 berücksichtigt. Gegenüber der elektronischen Fassung, in der der (nicht immer einlösbare) Anspruch erhoben wird, die gesamte polnische Untergrundpresse zu behandeln, beschränkt sich Friedrich in der Druckfassung auf die zwar maßgebliche (ca. 70% aller Publikationen), aber nicht immer repräsentative Warschauer Untergrundpresse und verzichtet auf die polnischsprachigen Originalfassungen der Zitate, die sich in der elektronischen Fassung finden.

Friedrich teilt die Untergrundpresse nach ihren politischen Trennlinien in sieben Gruppen ein (S. 19–459): Heimatarmee und Delegatur

---

<sup>1</sup> Klaus-Peter Friedrich, Der nationalsozialistische Judenmord in polnischen Augen: Einstellungen in der polnischen Presse 1942–1946/47. Diss., Köln 2003, <http://kups.uni-koeln.de/volltexte/2003/952/>, letzter Zugriff: 20.08.2009.

der Regierung im Exil, die sozialistische Linke, die politische Rechte, das sanacja-Lager, nationale Katholiken, Bauernbewegung und Kommunisten. Diese Einteilung ist weitgehend sachkundig und stimmig und kann auch als Überblick über die Strömungen in der polnischen Untergrundpresse überhaupt dienen. Diskutabel ist lediglich, ob es sinnvoll ist, die Krakauer republikanischen Untergrundzeitungen („Dziennik Polski“, „Tygodnik Polski“) den Sozialisten zuzuordnen, da hier ein erheblich breiteres Meinungsspektrum gedruckt wurde.

In den nächsten Abschnitten wird das Spektrum der publizistischen Reaktionen zu dem von Deutschen begangenen Judenmord beschrieben, das zwischen Empörung und Empathie mit den Juden changierte (S. 53-97), Empörung aus Besorgnis um das Schicksal der polnischen Bevölkerung (S. 97-120), differenzierten Diskursen um die Verantwortung für den Judenmord – deutsche Kollektivverantwortung, Mitverantwortung durch Passivität bei den Juden, Verantwortung nichtpolnischer und polnischer Kollaborateure – (S. 120-153) sowie vor allem in der rechtsstehenden Publizistik vorhandene Verschwörungstheorien und (antisemitische) Feindbilder (S. 153-186). Schließlich geht es um insbesondere in der nationalistischen Publizistik vorhandene Zukunftserwartungen auf ein „ethnisch reines“ Polen (S. 186-197), wobei der Titel „Mit dem NS-Judenmord verbundene Erwartungen und Zukunftsplanungen“ irreführend ist, denn die in der polnischen Publizistik dominierende Wahrnehmung war, nach der Ermordung der Juden käme die Reihe an die Polen. Abschließend sammelt Friedrich retrospektive Stimmen (Schlussrechnungen und Nachrufe: Der NS-Judenmord im Rückblick, S. 197-214), die vor allem anlässlich des ersten Jahrestages des Warschauer Getto-Aufstands und während des Warschauer Aufstands erschienen sind, und bemüht sich um eine Schlussbetrachtung (S. 214-221).

Grundsätzlich ist die hier vorgenommene Einteilung nachvollziehbar und gibt die zentralen Linien und Argumentationen der polnischen Artikulation im Untergrund gegenüber dem Mord an den Juden wieder. Deutlich wird, dass Empörung gegenüber dem Holocaust und Empathie mit den verfolgten Juden sich insbesondere in der Presse der Heimatarmee und der linksstehenden Untergrundpresse finden, allerdings im Einzelfall auch von nationalkatholischen Autoren (Zofia Kossak) geäußert wurden und anlässlich des heldenhaften Widerstands im Warschauer Getto sogar in der Presse der Bauernbewegung zu finden sind. Antisemitische Kommentare sind vor allem in der rechtsstehenden und nationalkatholischen Presse, manchmal al-

lerdings auch als „Ausreißer“ in anderen kleinen Untergrundblättern (nicht aber in der Presse der Heimatarmee) nachzuweisen.

Dieses sehr differenzierte Bild wird leider in den letzten Kapiteln der Darstellung nicht ganz durchgehalten: Friedrich stützt sich hier stärker auf kleinere Untergrundzeitungen sowie nationalkatholische und rechtsstehende Publikationen, deren Perspektive übrigens unge-rechtfertigter Weise auch in der Zusammenfassung dominiert: Hier hätten vermehrt die auflagenstärksten Blätter der Heimatarmee und der Exilregierung herangezogen werden müssen. Die gerade hier häufig anzutreffende moralische Empörung gegenüber dem Judenmord und eine Empathie mit den verfolgten Juden treten so über Gebühr zurück.

Abgesehen von dieser Einschränkung liegt mit der Darstellung von Friedrich, die durch ein Register sehr gut erschlossen wird, nun ein sachlicher Überblick zu der oft emotional verzerrten polnisch-jüdischen Wahrnehmung während des Zweiten Weltkriegs vor, der viele Leser zu wünschen sind.

Hans-Jürgen Bömelburg, Gießen

**Mass Media and Political Communication in New Democracies, hrsg. v. Katrin Voltmer. London: Routledge 2006, 262 S.**

Das Buch ist aus einem 2002 in Turin veranstalteten Workshops zur politischen Kommunikation und zu den Massenmedien hervorgegangen und wurde in der Schriftenreihe des „European Consortium for Political Research“ (ECPR) veröffentlicht. Trotz des leider sehr späten Erscheinens des Tagungsbandes haben die Beiträge – auch durch ihre Überarbeitung für die Publikation – nicht an ihrer wissenschaftlichen Bedeutung verloren, denn das Forschungsfeld politische Transformation weist noch einigen Bedarf an fundierten Analysen zur Rolle bzw. Situation der Medien in der politischen Kommunikation in Transformationsstaaten der „dritten Demokratisierungswelle“ (nach Huntington) auf, die über einen beschreibenden Ansatz und Analysen einzelner Aspekte hinausgehen.

Der Publikation liegt ein breit angelegtes Erkenntnisinteresse an der politischen Kommunikation in jungen Demokratien zugrunde, dem in den Länderstudien zu Lateinamerika, Russland, Spanien, Südafrika, Taiwan und der Ukraine vielfältig nachgegangen wurde. Obwohl mit ganz unterschiedlichen theoretischen Ansätzen und methodischen Vorgehensweisen verfahren wurde, werden die Studien in

einen theoretischen Bezug im Rahmen eines prozessorientierten Ansatzes gesetzt, den Katrin Voltmer im einleitenden Kapitel erläutert. Dabei wird berücksichtigt, dass Medien im gesellschaftlichen Kontext agieren, und entsprechend wird die politische Kommunikation in den Medien nicht isoliert betrachtet, sondern innerhalb eines interaktionalen Modells verortet (basierend auf dem „System of Dynamic Interaction“ der Kommunikationswissenschaftler Jay Blumler und Michael Gurevitch). Auf diese Weise können Funktionsweisen und Disfunktionalitäten im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang analysiert werden.

Die thematische Gliederung des Tagungsbandes ergibt sich durch die drei Perspektiven, die die Autoren auf ihre Inhalte anwenden: die Medien-, die Politik- und die Rezipientenperspektive. Diese drei Akteurebenen in der politischen Kommunikation werden in den Aufsätzen des Bandes berücksichtigt. Im ersten Teil sind dabei die Studien zusammengefasst, in denen die normativen Grundlagen der Medien analysiert werden, im zweiten Teil wird die politische Rolle der Medien insbesondere vor dem Hintergrund von Kommunikationsstrategien in Wahlkampagnen untersucht, und der dritte Teil enthält empirische Analysen zu Mediennutzung und Wahlverhalten bzw. zum Framing der Rezipienten.

In der ersten Studie präsentieren Carlos Barrera und Ricardo Zugasti Ergebnisse einer Inhaltsanalyse spanischer Zeitungen in der Transformationsphase Spaniens nach Francos Tod 1975 bis zum Verfassungsreferendum 1978. Sie beschreiben eine für Transformationsstaaten eher ungewöhnliche Entwicklung: Die Presse habe damals in Spanien einen weitgehend moderaten Kurs gegenüber der Regierung eingeschlagen, um in der fragilen Situation die politische Handlungsfähigkeit nicht zu gefährden. Für die politische Vielfaltsicherung wurde wiederum gesorgt mit einer „progressiven Einführung in die öffentliche Arena“ (S. 39) der Parteien.

Im darauf folgenden Artikel beschreibt Hedwig de Smaele ein Paradox in der aktuellen Situation für die russischen Medien: Gerade im Namen der Demokratisierung werden Einschränkungen der Pressefreiheit und die Instrumentalisierung der Medien legitimiert. Das gilt nicht nur für die staatlichen Medien, in denen politischer Druck ausgeübt wird, sondern auch für den Herausbereinfluss in privatwirtschaftlich organisierten Medien. Daran seien die Rezipienten jedoch gewöhnt und entsprechend würden Informationen vor allem danach interpretiert, „für wen sie von Nutzen sind“ (S. 49). Im dritten Teil des Bandes wird diese Haltung der Mediennutzer noch genauer analysiert

von Ellen Mickiewicz, die über eine Fokusgruppenstudie Frames bei der Rezeption staatlicher Fernsehnachrichten in Russland untersucht.

Silvio Waisbord beschäftigt sich – noch im ersten Teil des Tagungsbandes – mit der Glaubwürdigkeit von politischer Medienberichterstattung in Lateinamerika. In seinem Ansatz wird Glaubwürdigkeit nicht nur als journalistische Leistung gefasst, wie in üblichen Professionalitätsmodellen, sondern auch über Publikumserwartungen. Als letzter Beitrag im ersten Teil des Bandes folgt eine Analyse von Natalya Krasnoboka und Kees Brants, die die Qualität der Wahlberichterstattung im Jahr 2002 sowohl in klassischen als auch in Online-Medien in der Ukraine nach Themenselektion, Berichterstattungsframes und Ausgewogenheit der Berichterstattung untersuchen.

Im zweiten Teil des Bands geht es um Wahlkampfstrategien und Medienberichterstattung in den letzten Jahren des 20. und im beginnenden 21. Jahrhundert. Im ersten Beitrag vergleicht Roberto Espíndola diese in den Wahlen von 1998 und 2002 in Argentinien, Chile und Uruguay. Er stellt fest, dass professionelle Wahlkampftechniken in den Ländern zwar eingeführt wurden, aber traditionelle, personalintensive Mobilisierungsstrategien durch die Parteien weiterhin eine wichtige Rolle spielten. Im anschließenden Beitrag beschreibt Gary Rawnsley seine Beobachtungen zu den Wahlen in Taiwan 2002. Er kommt zu dem Schluss, dass auch eine Professionalisierungstendenz der Wahlkampfkommunikation stattgefunden habe. Die politische Kommunikationskultur habe sich dagegen erst wenig geändert und bleibe in traditionellen Klientelbeziehungen verhaftet. In ihrem Beitrag zur Wahlkampfberichterstattung der Fernsehsender in Russland zwischen 1993 und 2003 beobachtet Sarah Oates eine negative Tendenz bezüglich des Informationsgehalts der Berichte. Im letzten Beitrag dieses Abschnitts beschäftigt sich Ming-Ying Lee mit der Entwicklung von E-government und dessen Nutzungsmustern in Taiwan.

Neben der schon erwähnten Studie zu Nutzungsmustern von Nachrichtensendungen in Russland werden im letzten Teil des Tagungsbandes zwei Studien zu Informations- und Wahlverhalten präsentiert. Stephen White und Ian McAllister stellen in ihrer Untersuchung über quantitative Befragung und qualitative Fokusgruppeninterviews fest, dass in den Wahlen von 1999 und 2003 die Berichterstattung der staatlichen Fernsehsender signifikanten und selektiven Einfluss auf die Wahlentscheidungen von Kremlbefürwortern, aber auch -gegnern hatte. Laut der Autoren lässt sich insgesamt seit 1999 eine negative Entwicklung beobachten, weil die Einflussmöglichkeiten der Regierung auf die Medien zugenommen habe und dabei nach wie vor ein

Anspruch für freie und faire Wahlkampfberichterstattung fehle; dies gelte sowohl in den Medien als auch in der Bevölkerung. Zuletzt folgt ein empirischer Vierländervergleich zur politischen Kultur in Chile, Uruguay, Bulgarien und Ungarn. Katrin Voltmer und Rüdiger Schmitt-Beck beschreiben hier ihre Ergebnisse aus einer multivariaten Analyse zur Rolle von Medien auf das Vertrauen in politische Institutionen und auf die politische Mobilisierung in Transformationsstaaten.

Indira Dupuis, Bochum/Berlin

**Representations on the Margins of Europe. Politics and Identities in the Baltic and South Caucasian States**, hrsg. v. Tsypylma Darieva u. Wolfgang Kaschuba. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 2007, 354 S.

Das Ende des Ost-Westkonfliktes, die Neuformierung Europas durch Reformen und institutionelle Erneuerung im Inneren sowie der Prozess der Osterweiterung haben vielfältige Veränderungen gezeitigt und enorme Anpassungsleistungen von den Staaten Ostmitteleuropas und Osteuropas gefordert. Sei es, dass sie vor der Mitgliedschaft in der EU die Kopenhagener Kriterien erfüllen und den *acquis communautaire* übernehmen und umsetzen mussten oder aber als Nachfolgestaaten der UdSSR – mit wenig Aussicht auf einen EU-Beitritt – sich aus den Kontexten des Sowjetimperiums lösen und den Weg der Transformation ohne klare Orientierung beschreiten mussten. Angesichts der damit verbundenen Unsicherheiten und Unabwägbarkeiten schienen eine Ortsbestimmung, individuelle wie kollektive Selbstversicherungsstrategien sowie ein Ausmessen möglicher neuer Verortungsmöglichkeiten dringend geboten. Vor allem galt dies für die Nachfolgestaaten an der nordwestlichen und südlichen Peripherie der UdSSR, für die nach Bevölkerung und Territorium kleinen Staaten und Nationen am Rande Mitteleuropas bzw. in der Übergangszone nach Asien. Die Rede ist von den baltischen Republiken und den Staaten des Transkaukasus. Ihren Strategien und Wegen der Identitätsfindung bzw. -konstruktion ist vorliegender Band gewidmet.

Dieser ist zunächst das Produkt eines Workshops, der unter dem Titel „Identity and Politics in Armenia: Doing Research in Ethnological and Historical Perspectives“ 2005 in Jerevan stattgefunden hat. Die dort gehaltenen Referate wurden um zahlreiche Beiträge, vor allem auch von Berliner Wissenschaftlern, ergänzt und als Sammel-

band veröffentlicht. Thema sind die Beleuchtung der in den genannten Ländern unternommenen Versuche von postsowjetischer, „europäischer“ Identitätsfindung und historischer Ortsbestimmung, die Definition von inneren und äußeren Peripherien vor dem Hintergrund unbestimmter Grenzen und einer für ganz Europa Normen setzenden EU. Es geht dabei um Art und Weise der Repräsentation des Nationalen wie des Europäischen in den Grenz- und Begegnungsräumen Europas, es geht um Stilisierung, Erfindung, Imaginierung, Konstruktion und Manifestation, um Visualisierung von Kultur und Geschichte, um Symbolisierung sowie um deren Erscheinungen im Alltag und in der sozialen Praxis. Hier sind zunächst vor allem Ethnologen, Kulturanthropologen, Soziologen, Philosophen und Epistemologen gefragt, die auch die Mehrzahl der in dem Sammelband vertretenen Autorinnen und Autoren stellen. Da auch nach den Hintergründen der Erscheinungen, ihren Ursprüngen, Traditionen und Wandlungen gefragt wird und weil sich Geschichte als Quelle, Inspiration und Arsenal zur Konstruktion von Identität sowie zu deren Legitimierung nutzen und instrumentalisieren lässt, sind auch Historiker als Analytiker herangezogen worden.

Untersucht wird in den Beiträgen nicht zuletzt der Begriff von Nation, seine Anwendung und Dimensionen. Einen ganz zentralen Platz nimmt zudem die Auseinandersetzung mit der Sowjetherrschaft ein, d.h. deren Zerstörungen und Folgen, aber auch ihren national affirmativen Strategien sowie den Umdeutungen und Neuwertungen, von denen jene begleitet waren. Schließlich geht es in den Beiträgen auch um Europäisierung im Zuge und als Ergebnis von Begegnung und Austausch, wie sie sich durch Migration, Tourismus, Moden und Kulturveranstaltungen, Sport und Reklame Räume und Bilder schafft, Biografien und Lebensstile prägt, die wiederum europäisches Bewusstsein formen und ein entsprechendes „Wir“-Gefühl konstituieren. Damit wird Vielfalt zum Stilprinzip, kann auch nationale Beschränktheit und Xenophobie überwunden werden. W. Kaschuba sieht in seinem einleitenden Essay gerade auch diese Perspektive, ungeachtet der Wiederentdeckung der nationalen Geschichte und der „Invention of tradition“ in den Staaten Osteuropas.

Im ersten der drei Themenbereiche, die das Buch unterteilen, werden unter dem Oberbegriff „Icons“ vier Essays aneinandergereiht, die Befindlichkeiten, Erscheinungsformen und Wahrnehmungsprozesse veranschaulichen, wie sie für Randgebiete, frontiers, Diffusionszonen und Grenzen charakteristisch sein können. Demnach sind Grenzen Trennlinien, können aber auch die Funktion von Fenstern

haben oder einen Raum internationaler, transnationaler, regionaler und lokaler Interaktion darstellen, wie etwa O. Brednikova am Beispiel der russisch-estnischen Grenzregion Narva-Ivangorod exemplifiziert. T. Darieva zeigt in ihrem Beitrag „From Silenced to Voiced: Changing Politics of Memory of Loss in Armenia“ die unterschiedlichen Diskurse, wie sie in der Erinnerungskultur zum Völkermord an den Armeniern in sowjetischer und postsowjetischer Zeit geführt wurden. Sie wandelten sich mit den veränderten politischen Machtverhältnissen von passiver Trauerarbeit hin zu einer Vielzahl von öffentlichen Aktivitäten, die zudem lange beachtete Tabus des Erinnerungskultes brachen und die armenische Diaspora bewusst mit einbeziehen. Wandlungsprozessen unterworfen sind auch Erinnerung, Riten und Gedächtniskultur zum Genozid bei den Berg-Karabagh-Armeniern. Gemäß H. Marutyans Beobachtungen werden unter ihnen die Ereignisse von 1915 mit den Massakern von Sumgait 1988 zusammen erinnert und in einen Zusammenhang gestellt – vor allem auch in den des Systemwechsels. Damit einher ging die Aufgabe der Opferrolle. Sie wurde durch eine Haltung ersetzt, die sich aus der Erkenntnis speiste, dass nationale Ziele nur durch Kampf zu erreichen seien. Dafür steht für ihn die Karabagh-Bewegung, die seines Erachtens nach am Anfang der osteuropäischen Revolutionen stand.

Neoliberale Imaginationen und „Subject Formation“ in Lettland sind Gegenstand einer Untersuchung von D. Dzenovska. Ihr geht es um „nation-making“ und „nation-branding“, sozusagen einer neoliberalen Methode, um kleinen, randständigen Nationen die Möglichkeit zu geben, sich von der ungeliebten (sowjetischen) Vergangenheit zu befreien, sich nach neuen Kriterien und Paradigmen zu reformieren, um neue Würde und internationale Wertschätzung im Prozess der normativen Reeuropäisierung zu erlangen. Wie die Autorin sicherlich zu Recht hervorhebt, wird solches Bemühen durch Intoleranz, ethnozentrische Sichtweisen und Xenophobie nicht nur in Lettland massiv in Frage gestellt.

Den großen Erzählungen gewidmet sind die nachfolgenden Beiträge des Bandes. Den Auftakt bildet ein Aufsatz von K. Brüggemann „Estonia and its Escape from the East“. Auf breiter Quellenbasis und dank solider Analyse belegt er die Volatilität estnischer bzw. estländischer Identitäten zwischen östlichem und westlichem Horizont, zwischen regionaler-landschaftlicher und imperialer-politischer Zuordnung. Hier werden vor allem auch die Begrifflichkeiten und Bezeichnungen in ihrem historischen Kontext verortet, die Instrumentalisierung von Geografie und historischem Erbe gekennzeichnet und

politische Diskurse in ihrer strukturellen Abhängigkeit verdeutlicht. Dass sie nicht einmal die politische Wirklichkeit abbilden, ist Teil der in dieser Untersuchung eruierten Einsichten. Zu diesen gehört auch die Beobachtung, dass Brüssel, Estland und Russland sich in einer zu engen Wechselseitigkeit befinden, als dass einer dem anderen tatsächlich entkommen könnte.

„Bargaining Armenian-ness: National Politics of Identity in the Soviet Union after 1945“ lautet die Überschrift einer weiteren Studie zu Fragen der Identität und ihrer Repräsentation. M. Lehmann schreibt hier zu Recht, dass Nationen nicht nur von oben geschaffen werden, sondern auch von der entsprechenden Bevölkerung. Was allerdings weniger stimmt, ist ihre Behauptung, dass diese Prozesse noch wenig erforscht seien. Daher kommt sie auch zu dem Schluss, dass die Freiheiten, die sich die Armenier mit Blick auf den Genozid wie die nationale Geschichte und Kultur „aushandeln“ konnten, einen Ausnahmefall im „affirmative empire“ darstellten. Dass in diesem Kontext gerade auch in der Zeit der Ždanovščina die Moskauer Türkeipolitik von maßgeblicher Bedeutung war, bleibt in ihrer Analyse etwas unterbeleuchtet. Dessen ungeachtet ändert dies nichts an dem von ihr dargestellten Tatbestand einer armenischen Sonderrolle im multinationalen Sowjetstaat.

Der Frage der armenischen Staatlichkeit vor dem Hintergrund der europäischen Integration und als Gegenstand des Schulunterrichts geht A. Mkrtchian in seinem Beitrag nach. Er behandelt sie im Spannungsfeld von sowjetischem Erbe, wie es von den armenischen Eliten weiter gepflegt wird, und dem Anspruch der politisch-institutionellen Europäisierung des Landes. Dabei werden die zahlreichen Faktoren identifiziert, die einer raschen Transformation entgegenstehen. Dazu zählen das Schulsystem, dessen ethnozentrische Orientierung, die nach wie vor geübte Praxis, historische Ereignisse zu glorifizieren, die Pflege der Opfergeschichte und die in den Curricula stets wachgehaltene Trauer um das verlorene Territorium des Vaterlands. Dementsprechend wird die Republik Armenien als ein rein sowjetisches Produkt betrachtet, das untauglich sei, Identität stiftend wirksam zu werden und eine moderne Kultur politischer Institutionen zu schaffen, in denen sich die Europäisierung reifizieren könnte.

Die sowjetarmenische Identität, wie sie maßgeblich durch Repräsentationen in Form von Kinofilmen, Fernsehproduktionen, Denkmälern und Gedenkorten, aber auch mit entsprechenden Beschränkungen und Wertungen konstruiert wurde, wird von H. Bayadyan beleuchtet. Gestützt auf Whachtels Translations-Theorem sowie auf

Saids Orientalismusargumentation verweist er auf die erfolgreiche Politik Moskaus, mittels der als überlegen, als modern apostrophierten Sowjetkultur die armenische verdrängt bzw. marginalisiert zu haben – mit bleibenden Verwerfungen.

Wie komplex und unterschiedlich Konstruktion und Repräsentation von Identitäten sich in Litauen nach dem EU-Beitritt zeigen, demonstriert A. Vonderau anhand von Selbst- und Fremdbildern sowie den sozialen Spannungen, die sich in diesen spiegeln. Während die wirtschaftlichen Eliten, die Profiteure des EU-Beitritts, sich als „Europäer“ präsentieren und als solche betrachtet werden, hängt der Mehrheit der ökonomisch weniger erfolgreichen litauischen Bevölkerung, die zudem mit Moden und Erwartungen EU-Europas kaum vertraut ist, das Etikett der Rückständigkeit an. Es verbindet sich zudem mit Osten und sowjetisch und liefert der so gespaltenen Gesellschaft Litauens auch den Stoff für entsprechende Stereotype. Als gespalten beschreibt auch D. Feest die estländische Gesellschaft unter dem Aspekt des öffentlichen Gedenkens und Umgangs mit Gewaltherrschaft, Besatzung und Terror der sowjetischen Vergangenheit des Landes. Der öffentliche Raum ist seinen Darlegungen zufolge nicht groß genug und die Erfahrungen einer ethnisch und politisch-ideologisch sehr heterogenen Gesellschaft sind zu unterschiedlich und widersprüchlich, als dass hier ein kollektives Gedenken seinen Platz fände. Estland, so sein Schluss, „will have to live with a plurality of histories for some time to come“ (S. 263), wie er eine Kollegin zitiert. *Mutatis mutandis* gilt dies für alle hier angesprochen Staaten und Gesellschaften.

Ging es in diesen Beiträgen um die großen Erzählungen und Mythen, so ist der letzte Abschnitt „Riten“ gewidmet. Allerdings erschließt sich diese Bezeichnung nicht unbedingt in den hier subsumierten Aufsätzen. L. Abrahamian thematisiert den Ost-West-Konflikt am Beispiel Armeniens. Er sieht das Land in einer Spannungslage zwischen Ost und West, in der das Haus, die Familie und die engen Verwandtschaftsbindungen Stabilitätsanker bilden. Diese Besonderheit, so sein Tenor, ermöglichte es Armenien, in seiner langen Geschichte eine Vermittlerrolle zwischen Orient und Okzident, zwischen Ost und West einzunehmen – auch wenn eine solche nicht immer dem Wunsch aller Armenier entsprochen habe. Die Bedeutung von Riten tritt deutlicher hervor in einem Beitrag von F. Mühlfried, der den Diskurs um die vermeintlich weit in die Geschichte zurückreichende Tradition des „supra“, des zeremoniellen Gastmahls Georgiens, untersucht. Er deutet ihn im Kontext eines Konturen

gewinnenden neuen georgischen Patriotismus, der sich auch in der zunehmenden Bedeutung von Flaggen, Denkmälern, architektonischen Neugestaltungen und anderen äußeren Zeichen zu manifestieren scheint. Dazu zählt auch das Sternenbanner der EU – Ausdruck einer doppelten Strategie Georgiens: Nach außen hin europäisch – im Inneren georgisch-patriotisch, wie der Autor interpretiert. Angesichts des angestrebten Beitritts zur EU allerdings keine ganz abwegige Politik.

B. Sidikov analysiert und beschreibt den Versuch der aserbaidischen Regierung, eine neue subethnische Gruppe zu erfinden. Er besteht darin, dass Präsident Alijev in der Krisenzeit zu Beginn der 1990er Jahre sich eine Gefolgschaft aus Landsleuten organisieren wollte, die wie er aus Armenien stammten. Damit sollte der Einfluss anderer Machteliten zurückgedrängt und ein im ganzen Land präsenteres Reservoir potentieller Unterstützer des Präsidenten geschaffen werden. Diese Strategie erscheint einleuchtend, aber selbst wenn eine solche Gruppe als „Armenistaner“ bezeichnet wird, ist es nicht zwingend, in ihr schon eine „erfundene subethnische Gruppe“ und nicht nur eine politische Hilfstruppe zu sehen.

Recht aufschlussreich ist schließlich A. Voskanians Darstellung der „Folklorisierung“ des politischen Diskurses in Armenien. Es geht ihm um die großen Erzählungen, die zu den Gründungsmythen des modernen Armeniens gehören, und um die Chancen des Landes in der Zukunft. Der Philosoph zerstört den Mythos von Russland als Befreier von asiatischer Barbarei und als Protektor der Armenier nach dem Genozid. Außerdem moniert er, dass im gegenwärtigen Armenien der rationale politische Diskurs zusehends mehr durch PR-Aktionen, TV-Unterhaltung und der Präsentation kitschiger TV-Scheinwelten ersetzt wird, wobei zur Legitimierung neue Paradigmen wie Modernisierung und Europäisierung bemüht werden.

Abgeschlossen wird der Band mit einem Resümee Jörg Baberowskis, der die in den Beiträgen identifizierten Prozesse, Politiken und Repräsentationen nicht zuletzt unter dem Aspekt „Altes und Neues Europa“ im Kontext historischer, regionaler und nationalkultureller Entwicklungen und in ihrer Relevanz für die Fremd- wie Eigenwahrnehmung beleuchtet. Er hebt dabei zu Recht hervor, dass unser Geschichtsbild von der Gegenwart bestimmt ist, die schließlich auch die Repräsentationen produziert, wie die in dem Buch versammelten Beiträge dem Leser meist sehr anschaulich vor Augen führen.

Auch dieser Sammelband führt Studien und Untersuchungen zusammen, die ganz unterschiedlicher Qualität sind. Der Reiz besteht

dabei in der Tatsache, dass hier nicht nur Historiker, sondern vor allem Vertreter der unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Disziplinen zu Wort kommen. Diachronie und Synchronie bleiben so gleichermaßen im Blick des Lesers. Auch dass immer wieder der Blick von außen durch die Sicht aus dem Inneren der beobachteten Gesellschaften ergänzt wird, gehört zu den Vorzügen dieses Buches, das notwendigen Aufschluss über die Befindlichkeiten an den Rändern Europas und über das imaginierte Projekt Europa liefert.

Rudolf A. Mark, Lüneburg

**Dietmar Albrecht, Von Tels-Paddern bis zur Fischermai – Neun Kapitel Lettland und Estland. Orte, Texte, Zeichen. München: Martin Meidenbauer Verlag 2008, 310 S. (Academia Baltica. Colloquia Baltica. 16).**

Die literarische Gattung dieses Buches lässt sich nicht anhand des Umschlags erraten, denn dem Titel nach vermutet man einen Reiseführer; der Aufbau (Fußnoten, Anhang, Karten) dagegen deutet eher auf ein Geschichtsbuch. Im Vorwort wird über die Orte des Erinnerns und die Kraft des Gedächtnisses gesprochen – das wiederum hegt die Erwartung eines Erinnerungsbuches.

Keines oder alle drei Bestimmungsversuche sind stichhaltig, haben wir es hier doch mit einer eigenartigen Mischgattung zu tun. Zuerst mit einer kulturhistorischen Reisebeschreibung nach dem Vorbild des 18. Jahrhunderts: Auch damals, als es noch keine Flugverbindung gab, reiste man aus Deutschland auf der genannten Reiseroute in die „Ostseeprovinzen“ – über Kurland und Livland nach Estland. Auch damals pflegte man das persönlich Erfahrene mit der durch die Lektüre gewonnenen Kenntnis fließend zu verbinden.

Beim vorliegenden Buch dominiert das erzählte Wort über das persönlich Erlebte. Der Reisende erfährt nach der besten Gepflogenheit der Geschichtsschreibung ausführliche und dem jeweiligen Ort zugehörige präzise historische Einzelheiten. Von einer Reisebeschreibung des 18. Jahrhunderts unterscheidet sich lediglich die Toleranz und der Respekt gegenüber allem, was auf dem Weg vorzufinden war bzw. ist. Mit einem selten gelungenen Pietätsgefühl sind hier estnische, lettische und deutschbaltische Gedächtnissegmente zu einem Mosaik zusammengefügt – und das kann nur ein Vorhaben des 21. Jahrhunderts sein, da in vorhergehenden Jahrhunderten die Darstellung einer einheitlichen Gedächtnislandschaft zwischen zwei Buchdeckeln

kaum möglich gewesen wäre, zu gespalten waren die Vorstellungen der Esten, Letten und Deutschbalten von ihrer gemeinsamen Vergangenheit. Dieses Erinnerungsbuch zeigt die Koexistenz der einstigen Nachbarn besser, als die heutige Geschichtsschreibung es zu tun vermag.

Somit handelt es sich hier um einen literarischen Reiseführer. Die mit den verschiedenen Orten verbundenen, teils mehrseitigen Zitate und Nacherzählungen literarischer Texte aus dem 18. bis 20. Jahrhundert erwecken den Eindruck einer literarischen Anthologie. In jedem besuchten Ort entdeckt der Reisende die Spuren der Dichter, aus denen vor dem inneren Auge des Lesers ein Dichterporträt entworfen wird; oder die der literarischen Figuren, die den realen Ort in einen imaginären – in einen Gedächtnisort – verwandelt haben. Lielaucē/Groß-Autz und Kurt Tucholsky, Pedvāle/Pedwahlen und Gertrud von den Brincken, Tāšu-Padure/Tels-Paddern und Eduard von Keyserling, „Straumehni“ und Edvarts Virza, Riga und Johann Gottfried Herder, Jānis Rainis u.a., Depkenshof und Garlieb Merkel, Braki und Rūdolfs Blaumanis, Orellen und Siegfried von Vege-sack, Cesvaine/Sesswegen und Jakob Michael Reinhold Lenz, Helme/Helmet und Hella Wuolijoki, Tartu/Dorpat und Friedrich Reinhold Kreutzwald, Friedrich Reinhold Faehlmann und Kristian Jaak Peterson, Tānassilma und Viivi Luik, Võisiku/Woiseck und Timotheus von Bock, der berühmte „Verrückte des Zaren“, Palamuse/Bartholomäi und Oskar Luts, Põltsamaa/Oberpahlen und August Wilhelm Hupel, Järvakandi/Jerwakant und Otto von Taube, Peudehof/Oti in Saaremaa und Walter Flex, Paide/Weißenstein und Hermann Hesse, „Wargamäe“ und Anton Hansen Tammsaare, Tallinn/Reval und Werner Bergengruen und Jaan Kross (der letzte der wohl am meisten zitierte Autor des Buches) – damit sind nur wenige *gens de lettre* erwähnt, die die Reise begleiten.

Bei einer Reise spielt sowohl der Raum als auch die Zeit eine Rolle. Die Gegenwart und Vergangenheit sind miteinander so eng verflochten, dass für einen weniger sachkundigen oder aufmerksamen Leser die Zeitebenen manchmal sogar durcheinandergeraten können. Steht die geschilderte Landschaft oder das beschriebene Objekt unmittelbar vor dem Auge des Lesers oder handelt es sich um eine Einbildung des Historikers? Der Richtung im Raum – von Süden nach Norden (von Kurzeme nach Tallinn) – entspricht eine Richtung in die Zeit – aus der Vergangenheit in die Gegenwart. Im Kurland verweilt der Erzähler in der Vergangenheit, auf dem Boden Estlands fallen hingegen primär gegenwärtige Quellen und Beschreibungen ins Gewicht.

Der Reisende interessiert sich für die lokale Geschichte, durch diese führt er den Leser gleichsam durch die Geschichte Estlands und Lettlands, von der Gründung Rigas bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Von einer Reisebeschreibung, sei es auch eine kulturgeschichtliche, erwartet man freilich kein vollständiges Geschichtsbild. Der Autor blickt von Deutschland auf die Geschichte Estlands, dieser Blickwinkel bestimmt auch die Auswahl der historischen Ereignisse. So erhalten z.B. die Umsiedlung der Deutschbalten und der Holocaust in Riga mehr Aufmerksamkeit als Vernichtung, Massenvertreibung und Flucht der Esten und Letten. Das Gedächtnis ist willkürlich – auch das Kulturgedächtnis. Und es ist das Recht des Autors zu betonen, was ihm nahe liegt.

Das Buch ist für den deutschen Leser geschrieben. Die besuchten Orte sind Erinnerungsorte deutscher Kultur, worauf bereits die verwendeten deutschen Ortsnamen hinweisen. Sorgfältig sind alle Fäden verknüpft, die auf eine kulturelle Bindung von Zeit und Raum deuten – „von der Ilm bis an den Embach“. Boehlendorf und Bobrowski, Beethoven und sogar der Talsener Pastor Amenda, Wagner als Kapellmeister und Herder als Prediger in Riga, Kurt Tucholsky, Walter Flex, Herder und Lenz. Ihre Nennungen und die Verwendung der deutschen Ortsnamen bringt die Orte von Tels-Paddern bis zur Fischermai dem deutschen Leser nahe. Wir unterstützen den Autor in seiner Hoffnung, „Leser [zu] gewinnen für jene Länder und Völker am östlichen Ufer des baltischen Meeres, die der Mitte Europas untrennbar verbunden sind“, und hoffen, dass eine Übersetzung ins Estnische und Lettische bald folgen wird, damit auch diese Leser der Bruchstücke des kulturellen Gedächtnisses erinnert werden, die nahezu verblasst sind.

Liina Lukas, Tartu

**Andrej Angrick u. Peter Klein, Die „Endlösung“ in Riga. Ausbeutung und Vernichtung 1941–1944. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2006, 520 S. (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart. 6).**

Die beiden Historiker Andrej Angrick und Peter Klein, vormals bei der von Jan Philipp Reemtsma gegründeten „Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur“ und heute in Berlin tätig, schildern in ihrer umfangreichen Monografie Schicksal, Stigmatisierung, Ausbeutung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung Lett-

lands während des Zweiten Weltkrieges bzw. der Juden, die im Herbst 1941 aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei in den deutsch besetzten „Generalbezirk Lettland“ deportiert worden waren.

Beide Autoren sind renommierte Kenner auf dem Gebiet der Geschichte der deutschen „Truppen des Weltanschauungskrieges“, der Einsatzgruppen der SS und ihrer Vernichtungsoffer in Dörfern und Ghettos Ostmitteleuropas. Andrej Angrick veröffentlichte bereits 2003 eine Untersuchung über Besatzungspolitik und Massenmord in der südlichen Sowjetunion.<sup>1</sup> Peter Klein trat jüngst im Frühjahr 2009 mit einer breit angelegten Studie über die „Ghettoverwaltung Litzmannstadt“ hervor.<sup>2</sup> Beide Autoren tragen somit ihrer Feststellung Rechnung, dass „im Gegensatz zur Erforschung der Geschichte der Konzentrationslager im Reich kaum regionale Studien zum Massenmord an den Juden Ost- und Südosteuropas vorliegen“ (S. 7), und sie versuchen, dieses Desiderat systematisch aufzuarbeiten.

Neben Sekundärliteratur in deutscher und englischer Sprache (leider fehlt die umfangreiche lettische Literatur fast und die russische Literatur vollständig) sowie Materialien aus überwiegend deutschen und lettischen, aber auch russischen und anderen Archiven benutzten die Autoren vor allem Justizakten der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltung Ludwigsburg (heute zum Bundesarchiv gehörig) sowie Prozessakten der Staatsanwaltschaft beim Landgericht Hamburg, hier insbesondere die Akten des sog. „Riga-Grundverfahrens“ (1970er Jahre) gegen deutsche und lettische Beteiligte an der Ermordung von Juden in Lettland. Bedeutsam bleibt ihre einschränkende Feststellung, dass viele wichtige Unterlagen aus den sowjetischen Gebieten bzw. Dokumente, die der UdSSR während des Krieges in Ostmitteleuropa in die Hände fielen, nicht „auffindbar“ seien oder Historikern weiter vorenthalten würden.

Zunächst schildern Angrick und Klein die Situation der jüdischen Bevölkerung in Lettland während der Zwischenkriegszeit, das Ende der Republik Lettland 1939/40 als Folge des Hitler-Stalin-Paktes, die Vorbereitungen Hitlers für den Überfall auf die Sowjetunion und die Aufstellung der Einsatzgruppe A durch Himmlers Reichssicherheitshauptamt (RSHA) im Frühjahr 1941. Die folgenden Kapitel behandeln die Eroberung Lettlands durch die Wehrmacht ab Ende Juni

---

<sup>1</sup> Andrej Angrick, *Besatzungspolitik und Massenmord. Die Einsatzgruppe D in der südlichen Sowjetunion 1941–1943*. Hamburg 2003.

<sup>2</sup> Peter Klein, *Die „Ghettoverwaltung Litzmannstadt“ 1940–1944: Eine Dienststelle im Spannungsfeld von Kommunalbürokratie und staatlicher Verfolgungspolitik*. Hamburg 2009.

1941, das Eintreffen der Einsatzgruppe A unter Dr. Walther Stahlecker Anfang Juli, die ersten Pogrome unter Einbeziehung lettischer Hilfskräfte (u.a. des berüchtigten „Ārājs-Kommandos“), die Ghettoisierung der Rigaer Juden in der sog. Moskauer Vorstadt sowie ihre Vernichtung in den beiden großen Mordaktionen am 30. November und am 8. Dezember in den Wäldern von Rumbula und Biķernieki (am Stadtrand von Riga) mit all ihren entsetzlichen Details (25 000 bis 30 000 Ermordete).

Zum gleichen Zeitpunkt trafen die ersten Transporte von Juden aus dem Deutschen Reich, Österreich und der Tschechoslowakei im jetzt leeren Rigaer Ghetto ein, deren Schicksal (zusammen mit den zu diesem Zeitpunkt nur noch wenigen überlebenden Juden Lettlands) im Mittelteil der Studie aufgegriffen wird: Bis Ende 1943 wurde das Rigaer Ghetto aufgelöst, die Überlebenden wurden ins Konzentrationslager Kaiserwald (lett. Mežaparks, ein nobler Vorort von Riga) überführt, von wo sie ab August 1944 ihre „Evakuierung“ vor der Roten Armee in Konzentrationslager nach Deutschland und in die Tschechoslowakei führte. Hier kamen die meisten von ihnen in der Schlussphase des Krieges um. Von den ca. 95 000 Juden Lettlands (1935) sollen bei Einmarsch der Sowjets ab August 1944 höchstens 1 000 überlebt haben, rechnet man die jüdischen Überlebenden der ersten sowjetischen Deportation kurz vor dem deutschen Einmarsch und jüdische Flüchtlinge in der UdSSR (ca. 20 000 Personen) nicht hinzu.

Einzelne Kapitel behandeln das sog. „Polizei- und Arbeitserziehungslager“ in Salaspils, (dt. Kurtenhof, berühmt durch John Forsyths Thriller „Die Akte Odessa“), in dem nach einzelnen propagandistischen Angaben der früheren Sowjetunion bis zu 100 000 Menschen umgebracht worden sein sollen. Angrick und Klein teilen allerdings die jüngeren Forschungserkenntnisse der lettischen Geschichtswissenschaft, dass insgesamt höchstens 12 000 Personen in dem Lager gelebt haben sollen, von denen etwa 2-3 000 umkamen (S. 269). Ausführlich gehen die Autoren auf die Ausbeutung der jüdischen Inhaftierten durch Zwangsarbeit und auf einzelne vergebliche Versuche ein, Widerstand zu organisieren (z.B. „Blechplatz-Aktion“ vom Oktober 1942).

Einen Schwerpunkt der Analyse bilden wechselnde Machtverhältnisse, Kompetenzgerangel und Konkurrenzkämpfe unter den unterschiedlichen nationalsozialistischen Behörden und Einrichtungen im besetzten Lettland (RSHA, SS und Einsatzgruppe einerseits, Wehrmacht und Zivilverwaltung andererseits) sowie die Intrigen ihrer großen und kleinen Führer und Schreibtischpotentaten. Insbesondere

die Wehrmacht hatte ein Interesse an der Arbeitskraft der Juden: Juden arbeiteten in über 200 Betrieben für den Wehrmachtsbedarf und die Rüstung, während Himmler und seine SS in Konkurrenz zur Wehrmacht die „Endlösung“ betrieben. Die Folge: Das Überleben des Einzelnen war dabei von Zufällen und irrationalen Entscheidungen innerhalb der nationalsozialistischen Polykratie abhängig, irgendwo zwischen täglich drohender Selektion für den Arbeitsmarkt und totaler Vernichtung. Auch einzelne Täter und ihre Lebensläufe werden von den Autoren beschrieben, (Walther Stahlecker, Friedrich Jeckeln, Rudolf Lange, Rudolf Batz u.a.) bis hin zu ihrem Tod gegen Kriegsende bzw. ihrer Ergreifung durch Sowjets oder westliche Behörden ab 1945 und nachfolgender Verurteilung. So wurde Jeckeln Anfang Februar 1946 nach einem stalinistischen Schauprozess in Riga öffentlich hingerichtet. Das letzte Verfahren wurde erst im Jahr 2000 in der Bundesrepublik Deutschland eingestellt.

Insgesamt legen Angrick und Klein eine imponierende und detailreiche Lokalstudie, hier über Riga, zur Vernichtung der Juden im deutsch besetzten Ostmitteleuropa vor.<sup>3</sup> Auf einzelne Fragen hätte man sich jedoch ausführlichere Antworten gewünscht: Die Geschichte der Juden in Lettland insbesondere während der Zwischenkriegszeit mit einer staatlich garantierten Schulautonomie für Minderheiten erklärt nicht hinreichend die Teilnahme vieler Letten an dem Zivilisationsbruch des Holocaust nach dem deutschen Einmarsch. Immerhin waren ausgerechnet unter dem lettischen Diktator Ulmanis 1934 lettische rechtsextreme und antisemitische Organisationen (z.B. „Pērkonkrusts“) verboten worden, und das Land hatte bis 1940 jüdische Flüchtlinge, wenn auch in geringer Zahl, aufgenommen. Ungeklärt ist nach wie vor Art und Ausmaß des lettländischen Antisemitismus sowie regionale Differenzierungen: In Kurland und Riga war das Verhältnis zu Juden traditionell liberal, in Ostlettland (Lettgallen) beeinflusste der russische Antisemitismus das Verhältnis zwischen den Bevölkerungsgruppen. In den 1920er und 1930er Jahren stand dagegen in erster Linie die deutschbaltische Minderheit im Fokus staatlicher sozialer und ökonomischer Diskriminierungspolitik.<sup>4</sup> Hier hätte im ersten Kapitel das Schwergewicht nicht auf die internationale Politik und die Folgen des Hitler-Stalin-Paktes, son-

<sup>3</sup> Zum Holocaust in Lettland bereits 1996: Andrew Ezergailis, *The Holocaust in Latvia 1941–1944. The Missing Center*. Riga 1996.

<sup>4</sup> Leo Dribins, *Ebreji Latvijā [Die Juden in Lettland]*. 2. Aufl., Rīga 2002; auch: Ders, *Die „Judenfrage“ in der lettischen Presse in den Jahren 1880 bis 1940*, in: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung*. Frankfurt/New York 1996, S. 22-34.

dern verstärkt auf die innere Entwicklung Lettlands gelegt werden müssen, die für deutsche Leser weitgehend unbekannt ist und die Folgeereignisse mitbestimmte.

Auch Angrick und Klein sehen, dass in Lettland im Gegensatz zu Litauen spontane Pogrome der Bevölkerung erst nach dem deutschen Einmarsch festzustellen sind, übersehen jedoch, dass dies die weiterführende Frage nach möglichen Unterschieden der historisch-gesellschaftlichen Bedingungen von Antisemitismus in Lettland und Litauen aufwirft. Dass die Beteiligung lettischer Kollaborateure an der Ermordung ihrer jüdischen Landsleute allerdings Teil des Plans von Himmler war, „Selbstreinigungsbestrebungen antikommunistischer oder antijüdischer Kreise in den neu besetzten Gebieten zu unterstützen und insgeheim solche Aktionen zu fördern“, um sie nach Kriegsende der indigenen Bevölkerung unterstellen zu können, wird ausdrücklich hervorgehoben (S. 58).

Zwar gestehen die Autoren ein, dass „ohne die Einverleibung Lettlands in den sowjetischen Staatenverband und die damit einhergehenden politischen Verfolgungen und Deportationen von wirklichen oder vermeintlichen ‚Regimegegnern‘ in den Gulag“ der „spätere ungehemmte Ausbruch von Gewalt und Zerstörung, der ‚Rachefeldzug‘ lettischer Nationalisten im Juli 1941 nicht erklärbar“ sei, man hätte sich allerdings eine klarere Verifizierung möglicher Kausalitäten gewünscht. Überhaupt muss der „lettische Nationalismus“ an vielen Stellen als Chiffre für unzureichende Erklärungen herhalten, ohne dass er im Einzelnen differenziert erläutert wird. Abenteuerlich wird es allerdings, wenn Formulierungen sowjetischer Geschichtsklitterung, die man bereits für überholt hielt, noch einmal unkritisch übernommen werden. Etwa wenn die erste große stalinistische Deportation baltischer Führungsschichten im Baltikum, darunter eben gerade auch die liberale und die demokratische Intelligenz, in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1941 pauschal als „Verschleppung lettischer Nationalisten nach Sibirien“ (S. 73) charakterisiert wird. Eine neuere Untersuchung zur Geschichte Lettlands im Zweiten Weltkrieg stellt die wichtige Vorgeschichte der Verbrechen während der Jahre 1939–1946 und deren Ursachen inzwischen deutlicher als Folge einer Spirale der Gewalt und sozialer Verwerfungen dar, die das Baltikum und Lettland bereits seit der ersten russischen Revolution 1905 und über die Jahre der Oktoberrevolution und des Bürgerkrieges 1917/20 hinweg überzog.<sup>5</sup>

---

<sup>5</sup> Björn M. Felder, Lettland im Zweiten Weltkrieg. Zwischen sowjetischen und deutschen

Diese und andere Einwände unterstreichen, dass Angrick und Klein, wie vor ihnen bereits Wilhelm, Benz u.a.,<sup>6</sup> die Vernichtung der Juden Lettlands zwar in den Zusammenhang der deutschen Holocaust-Forschung und der Geschichte des deutschen Überfalls auf Osteuropa und die Sowjetunion stellen, jedoch genuin lettische, baltische oder sowjetische Zusammenhänge und Fragestellungen, vor allem aber jüngste detaillierte Forschungsergebnisse lettischer Historiker – etwa der lettischen internationalen Historikerkommission – vernachlässigen.<sup>7</sup> Eine gewisse Fremdheit mit Land und Leuten lässt sich nicht verleugnen, dazu gehört auch die fehlerhafte Schreibweise vieler lettischer Personen- und Ortsnamen. Besonders ärgerlich ist auch, den renommierten Osteuropahistoriker Georg von Rauch durchgängig mit dem falschen Vornamen Gregor zu bedenken. Auch kleine sachliche Fehler hätten bei größerer Sorgfalt vermieden werden können: Am 11. August 1920 (nicht am 1. August, vgl. S. 17) unterzeichnete Lettland den Friedensvertrag mit Sowjetrußland, nicht mit der Sowjetunion, die es zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht gab. Die Behauptung, in Lettland habe sich kein Industrieproletariat gebildet (S. 18), stimmt so nicht. Bereits um 1900 gab es gerade in Riga eine ausgeprägte Arbeiterschaft, 1904 wurde die Lettische Sozialdemokratie gegründet, die sich 1914 in einen sozialdemokratischen und einen bolschewistischen Flügel spaltete. Beide Richtungen prägten das Land mindestens so entscheidend wie die von Angrick und Klein apostrophierten „lettischen Nationalisten“. Von hier aus hätten auch Fragen an die Zeit der deutschen Okkupation gestellt werden können: Lettland war in der Zwischenkriegszeit eben nicht nur ein vermeintlich nationalistisches Land, in dem ein dumpfer Antisemitismus gedieh, sondern gleichzeitig ein zutiefst sozialistisch geprägtes Land. Zwar

---

Besatzern 1940–1946. Paderborn 2009 (Krieg in der Geschichte. 43). Daneben in lettischer Sprache: Daina Bleiere (u.a.), *Latvija otrajā pasaules karā (1939–1945)* [Lettland im Zweiten Weltkrieg (1939–1945)]. Riga 2008.

<sup>6</sup> U.a.: Hans-Heinrich Wilhelm, Antisemitismus im Baltikum, in: *Die Normalität des Verbrechens. Bilanz und Perspektiven der Forschung zu den nationalsozialistischen Gewaltverbrechen*. Festschrift für Wolfgang Scheffler zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Helge Grabitz (u.a.). Berlin 1994, S. 85–102; Wolfgang Benz, Die Ermordung der baltischen Juden und die einheimische Bevölkerung, in: *Deutsche, Juden, Völkermord. Der Holocaust als Geschichte und Gegenwart*, hrsg. v. Jürgen Matthäus u. Klaus-Michael Mallmann. Darmstadt 2006 (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart. 7), S. 141–152.

<sup>7</sup> So lagen bis Ende 2005 bereits 16 der inzwischen auf 25 Bände angewachsenen „Schriften der Historikerkommission Lettlands“, einer 1998 staatlich gegründeten internationalen Forschergruppe, vor: *Latvijas vēsturnieku komisijas raksti*. 1. – 16. sēj. Rīga 2000–2005, darunter einzelne Sammelbände, die speziell der Frage des Holocausts in Lettland gewidmet sind.

bezweifeln Angrick und Klein, dass von den 16 000 im Juni von den Sowjets deportierten Einwohnern Lettlands 5 000 Juden gewesen seien (S. 36), sie hätten jedoch beide Zahlen verifizieren können: Von 14 428 Deportierten waren 1 789 Juden (12,4% der Deportierten bei nur 4,8% der Gesamtbevölkerung!). Eine Zahl, die ebenfalls wichtige Fragen aufwirft.<sup>8</sup>

Das wichtige Forschungsproblem der Möglichkeit regionaler Perspektivität von Historiografie auch für den an Juden begangenen Völkermord wird so insgesamt nicht sichtbar. Dies hängt sicherlich mit fehlenden Sprachkenntnissen zusammen, macht jedoch deutlich, dass überzeugende Darstellungen und Deutungen der sowjetischen und deutschen Okkupationspolitik im Baltikum, darunter auch der Forschungskomplex zur Geschichte der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung dieser Region, nicht mehr ohne intensive Zusammenarbeit mit örtlichen Historikern geschehen kann. Diese haben darüber hinaus in jüngster Zeit vor allem auch auf Fußfallen in der Erinnerungs- und Quellenliteratur hingewiesen, bedingt durch Überlagerungen bis hin zu politischem „Design“ von „Erinnerung“ an die deutsche Besatzungszeit durch die folgende sowjetische Okkupation und Annexion bis gegen Ende der 1980er Jahre,<sup>9</sup> die von anderen Motiven als denen möglichst objektiver Aufklärung getrieben war. Dies gilt im Übrigen selbst für deutsche Prozessakten, in die nicht selten auch Untersuchungsergebnisse sowjetischer „Staatsanwaltschaften“ eingeflossen sind.<sup>10</sup>

In nächster Zukunft wird die Untersuchung Angricks und Kleins sicherlich überzeugender Referenzpunkt einer deutschen Holocaust-

<sup>8</sup> Nach Angaben des lettischen Zentrums zur Dokumentierung der Folgen des Totalitarismus (Totalitārisma Seku Dokumentēšanas Centrs) unter: [www.vip.latnet.lv/lpra/strukturanalize.html#Etniskais%20sastāv](http://www.vip.latnet.lv/lpra/strukturanalize.html#Etniskais%20sastāv) [letzter Zugriff: 15.09.2009].

<sup>9</sup> Vgl. z.B.: Andrejs Ezergailis, *Nazi / Soviet Disinformation about the Holocaust in Nazi-occupied Latvia*. Rīga 2005. U.a. gilt dies für die in deutscher Literatur (hier S. 11 und 112) häufig zitierten Erinnerungen von Bernhard Press, *Judenmord in Lettland*. 2. Aufl., Berlin 1992, der sich zwar auf mehr als 170 Seiten an die Leidenszeit seines Überlebens im Rigaer Ghetto und im Untergrund erinnert, aber seine Verhaftung durch das sowjetische NKVD am 4. Dezember 1951, seine 4-monatige Inhaftierung, bis zu 23-stündigen Verhöre und seine Verurteilung zu 25 Jahren Lagerhaft am 14. April 1952 mit dem einzigen Satz umschreibt: „Das KGB wütete bis zu Stalins Tod mit alter Härte weiter, verhaftete und verurteilte manche von uns, so daß viele Juden, statt die erhoffte Freiheit zu genießen, nach Kriegsende nur das deutsche Konzentrationslager gegen ein sowjetisches eintauschten.“ Ebenda, S. 174. Wie können solche Erinnerungen von Historikern bewertet werden?

<sup>10</sup> Vgl. z.B.: *NS-Verbrechen und Justiz*, hrsg. v. Justizministerium des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf 1996 (Juristische Zeitgeschichte. 4); darin ausführlich zu dem von Angrick und Klein erwähnten (S. 477) Prozess gegen Boleslavs Maikovskis vor dem Landgericht Münster.

forschung bleiben, in der zunehmend Ostmitteleuropa in die Blick genommen wird. Man wird jedoch gut daran tun, die besonderen Fragehorizonte und Ergebnisse von Historikerkollegen in Estland, Lettland, Litauen und Russland intensiver in die Beantwortung regionaler Probleme und Fragestellungen im Sinne wechselseitiger und gesamteuropäischer Geschichtsempathie einzubeziehen.

Detlef Henning, Lüneburg

**Alexander Bergmann, Aufzeichnungen eines Untermenschen. Ein Bericht über das Ghetto in Riga und die Konzentrationslager in Deutschland. Bremen: Edition Temmen 2009, 213 S., Abb.**

Im Jahre 2009, also mehr als sechs Jahrzehnte nach den schrecklichen Ereignissen in seinem Land, publizierte einer der wenigen lettischen Juden, die den Holocaust in Riga überlebten, seine Erinnerungen. Unter dem etwas unglücklichen Titel „Aufzeichnungen eines Untermenschen“ präsentiert der Autor Alexander Bergmann seinen lesenswerten Bericht über das Ghetto in Riga und seine Erlebnisse in deutschen Konzentrationslagern.

Bergmann wurde 1925 in Riga als Spross einer alteingesessenen Familie des Bildungsbürgertums geboren. Sein Vater war Direktor des „Jüdischen Gesellschaftlichen Gymnasiums“. Mit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 begann für den 16-jährigen Alexander eine leidvolle Odyssee durch das Ghetto in Riga und verschiedene Konzentrationslager. 1945 befand er sich als Zwangsarbeiter in einem Außenlager des KZ Buchenwald. Von dort brachten ihn Angehörige der Roten Armee in ein sowjetisches Militärkrankenhaus. Nach seiner Genesung kehrte er im September 1945 nach Riga zurück, nahm ein Jurastudium auf und wurde ein gefragter Rechtsanwalt. In diesem Beruf arbeitete er in der lettischen Hauptstadt mehr als fünf Jahrzehnte.

Neben seinem Juristenberuf engagierte sich Alexander Bergmann für die „vergessenen Juden von Riga“, das heißt, sowohl für die Erinnerung an die ermordeten lettischen Juden, die der Geschichtsvergessenheit zum Opfer zu fallen drohen, als auch für die wenigen Überlebenden, für deren Schicksal sich in Lettland und in Deutschland kaum jemand interessierte. Größere Aufmerksamkeit wurde den vergessenen Juden des Baltikums in Deutschland erstmals zuteil, als der damalige deutsche Bundespräsident Richard von Weizsäcker im Jahr 1993 die baltischen Staaten besuchte. Ein Jahr später wurde

im Deutschen Bundestag ein interfraktioneller Antrag eingebracht, mit dem das Ziel verfolgt wurde, den überlebenden baltischen Juden eine kleine Rente zu bezahlen. Er wurde jedoch abgelehnt, weil die Bundesregierung einen Präzedenzfall befürchtete. Erst 1998 kam es zu einer gesetzlichen Regelung. Seitdem erhalten die Holocaust- und KZ-Überlebenden des Baltikums einen monatlichen Betrag von 250 DM, heute 205 €. Dieses Geld gab den alten Menschen lediglich die Sicherheit, mit dem Allernötigsten versorgt zu sein. Im Hinblick auf Krankheit und Pflegebedürftigkeit sind sie jedoch weiter auf private Spenden angewiesen, die unter anderem von einem Hilfsfonds geleistet werden, den die Freiburgerin Margot Zmarzlik ins Leben gerufen hat.<sup>1</sup>

In den politischen Verhandlungen seit den 1990er Jahren war Alexander Bergmann der erste Ansprechpartner für jene deutschen Politiker, die sich für eine Entschädigung der baltischen Holocaust-Überlebenden einsetzten. Denn der Rechtsanwalt fungierte zugleich als Vorsitzender des „Vereins der ehemaligen jüdischen Ghetto- und KZ-Häftlinge Lettlands“. In dieser Funktion konnte er am 26. Januar 1997, einen Tag vor dem Auschwitz-Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus, im Deutschen Bundestag eine Rede über den Holocaust in Lettland und über die Ziele seiner Vereinigung halten. Bergmann forderte Gerechtigkeit für die baltischen NS-Opfer und meinte damit, dass sie in der Entschädigungsfrage mit anderen NS-Opfern in Westeuropa gleichgestellt werden sollten.

Der Anwalt aus Riga engagierte sich auch in anderer Weise. Er half, die neue Jüdische Gemeinde Rigas mit aufzubauen. Seit den 1990er Jahren führte er zahlreiche deutsche Studiengruppen und Freundeskreise durch das ehemalige Ghetto Riga und zu den ehemaligen Erschießungsstätten Rumbula und Biķernieki am Rande seiner Heimatstadt. Einladungen nach Deutschland Folge leistend, hielt er öffentliche Vorträge, besonders in Schulen, zum Beispiel in den südbadischen Gemeinden Freiburg, Rheinfelden und Waldkirch. Bei den Schülerinnen und Schülern konnte er, wie der Rezensent aus eigener Anschauung berichten kann, durch seine sachliche, fast emotionslose, dabei farbige Schilderung seines Schicksals als verfolgter Jude aus Riga einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Schon seit Jahrzehnten hatte sich der viel beschäftigte Rechtsanwalt mit dem Gedanken getragen, seine Erinnerungen an die Schreckens-

---

<sup>1</sup> „Hilfsfonds ‚Jüdische Sozialstation‘ e.V. – Ghetto-Überlebende Baltikum“, Sickingenstr. 50, 79117 Freiburg.

jahre 1941 bis 1944 für seine eigenen Kinder und vielleicht auch für einen größeren Kreis von Interessierten aufzuschreiben. Aber er schwieg lange Zeit und schreckte vor der großen Aufgabe zurück: „Holocaust ist ein heiliges Thema. Darüber lässt sich nicht schreiben, ohne zu zittern und ohne dass einem das Herz blutet. (...) Aber als ich schrieb, war es, als wäre alles erst gestern gewesen, und ich begriff, was es heißt, alte Wunden aufzureißen.“ (S. 12 f.) Hinzu kam, dass in der Zeit vor 1990, als Lettland Teil der Sowjetunion war, an eine Veröffentlichung ohnehin nicht zu denken war. So kam es, dass Bergmann erst 2002 – er war zwischenzeitlich 77 Jahre alt – mit dem erinnernden Schreiben begann, übrigens in russischer Sprache. Seine „Aufzeichnungen eines Untermenschen“ erschienen zuerst 2005 in Riga auf Russisch. Seitdem waren deutsche Freunde bemüht, eine deutsche Übersetzung des Buches zu finanzieren und Zuschüsse einzuwerben, um es in einem deutschen Verlag publizieren zu können. Nun liegt dieses Buch auch auf Deutsch vor – in einer kleinen Auflage, weil der Bremer Verleger Temmen weiß, dass es nur wenige Interessenten gibt, die sich über den Holocaust in Riga intensiv aus Opfersicht informieren wollen. Eine lettische Übersetzung des Buches ist in Vorbereitung. Den Grund für die späte Publikation in der Landessprache kann man dem Geleitwort entnehmen, das zwei der Sponsoren dem Buch vorangestellt haben: „In der lettischen Gesellschaft wird die einheimische, freiwillige Mittäterschaft an den nationalsozialistischen Verbrechen weitgehend verdrängt und tabuisiert, sie ist bestenfalls Thema der akademischen Forschung.“<sup>2</sup>

Bescheiden bemerkt Bergmann, dass es seine Sache nicht sei, die Geschichte des Holocausts in Lettland darzustellen. Das Buch, sagt er, beschreibe lediglich „einzelne Episoden aus meinem Leben in der Zeit des Krieges und in den ersten Monaten nach dessen Ende“. (S. 13) Die Berichterstattung über das Erlebte empfindet er als Pflicht: „Um die Erinnerung an unsere Verluste und das Erlebte wach zu halten, haben wir Häftlinge keine andere Waffe als die ehrliche, offene und wahrheitsgetreue Schilderung der Geschehnisse des Holocaust.“ (S. 211)

Der Autor setzt ein mit der deutschen Besetzung Lettlands und der Ermordung seines Großvaters Schaja Hauchmann durch lettische Landsleute, der in Riga eine angesehene Persönlichkeit des öffentlichen Lebens war. Dies geschah Anfang Juli 1941 im Rahmen eines

---

<sup>2</sup> Matthias M. Ester u. Hermann Kuhn, Zum Geleit, in: Alexander Bergmann, Aufzeichnungen eines Untermenschen. Ein Bericht über das Ghetto in Riga und die Konzentrationslager in Deutschland. Bremen 2009, S. 8.

Pogroms, dem insgesamt etwa 2 000 Rigaer Juden zum Opfer fielen. Die vierjährige Leidensgeschichte des Autors setzte sich fort mit der Zwangsumsiedlung der Juden in das Ghetto Riga und den Mordaktionen im November 1941. Der Autor schildert die Arbeit der verbliebenen Juden im „Kleinen Ghetto“ von Riga in den Jahren 1942 und 1943, wirft einen Blick auf den jüdischen Widerstand, um sodann die Übersiedlung in das Konzentrationslager Kaiserwald am Rande der Stadt Riga zu schildern, wo weitere Familienangehörige ermordet wurden. Es folgte die Verschleppung der jüdischen Häftlinge aus „Kaiserwald“ in das KZ Stutthof bei Danzig, von dort in das Nebenlager Magdeburg des KZ Buchenwald, schließlich die Befreiung 1945 und die Rückkehr nach Riga im September 1945: „Die Häuser standen noch immer, auch die Läden gab es noch wie vor dem Krieg. Jüdische Verkäufer gab es nicht mehr.“ (S. 210)

In Alexander Bergmanns Bericht ist viel von den Erniedrigungen der Juden durch Deutsche und Letten die Rede, vom Verlust jeglichen Eigentums, von der ausgewogenen Freiheitsberaubung, vom Tod der Verwandten, von Hunger und Zwangsarbeit. Um sich selbst das Erinnern und den Lesern die Lektüre zu erleichtern, streut der Autor immer wieder lustige Episoden oder komische Begebenheiten in seine Darstellung ein. Mit viel Glück haben Bergmann und einer seiner Brüder den Holocaust überlebt.

Wolfram Wette, Waldkirch

**Regionale Bewegungen und Regionalismen in europäischen Zwischenräumen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts**, hrsg. v. Philipp Ther u. Holm Sundhaussen. Marburg a.d.L.: Verlag Herder-Institut 2003, XXIX u. 297 S. (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung. 18).

In dem Band werden die Beiträge einer internationalen Tagung mit dem Titel „Die Grenzen von Nationen und Nationalstaaten: Regionalismen in europäischen Zwischenräumen von der Mitte des 19. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts“ (Berlin 2001) vereint. Dabei liegt der Schwerpunkt eindeutig auf dem östlichen Europa, ergänzt neben einigen thematisch übergreifenden Beiträgen um vier, das Elsass, Südtirol, Katalonien und Galizien untersuchende Aufsätze von Christiane Kohser-Spohn, Laurence Cole, Xosé Manoel Núñez und Josep M. Fradera.

Kritisch zu hinterfragen ist dabei der Begriff der Zwischenräume,

der den Titel unkommentiert prägt, während er bei der Einleitung von Philipp Ther richtigerweise in Parenthese gesetzt ist. Ther definiert den Untersuchungsgegenstand als „sprachliche, kulturelle und ethnische Übergangsgebiete, in denen sich verschiedene Einflüsse überkreuzten, häufiger auch vermischten“ (S. XI). Seine Ergänzung für den Untersuchungsgegenstand hingegen „im geographischen Sinne als eine Lage zwischen den Kerngebieten, also am Rande der jeweiligen Nationen und Staaten“ liegend (ebenda), verstärkt eher die Frage nach der Wertigkeit von zentralen bzw. zentralisierenden Sichtweisen auf derartige Untersuchungsgegenstände. Die Bezeichnung scheint – unbeabsichtigt! – doch vielmehr eine Wiederaufnahme alter Stereotypen von Abseitigkeit und Marginalität im Sinne einer staatlichen oder nationalen Entwicklung nahezulegen als kumulativ staatliche oder auch nationale Identitäten stiftende Faktoren aus regionalen, kulturellen, sprachlichen u.a. Aspekten. Die Übernahme der angelsächsischen *intermediate areas* ist dabei auch wenig hilfreich, weil sie selbst definitorisch gegriffen werden müsste und eine einfache Übersetzung hier nicht genügen kann.

Gerade im vorliegenden Band ‚spielt die Musik‘ bei den am Schluss stehenden „Kommentare(n) und Konzepte(n)“, also der Betrachtung weitgehend übergreifender Fragestellungen. So untersucht Celia Applegate in ihrem kurzen Beitrag „Integrating the History of Regions and Nations in European Intermediate Areas“ (S. 261-265) die bis heute in vielen Nationalgeschichtsschreibungen ungelöste Frage einer Divergenz der zentralen Geschichtsschreibung des „Staates“ und der regionalen Historiografien und der Historie, die ihren Forschungsgegenstand darstellen. Ein Thema, dem sich in einem definitorisch zugespitzten Sinne auch Peter Haslinger widmet (Nationalismus und Regionalismus: Konflikt oder Koexistenz?, S. 267-274) und welches Robert Traba durch die Untersuchung des polnischen Regionalismus erfassbar macht (Regionalismus in Polen: Die Quellen des Phänomens und sein neues Gesicht nach 1989, S. 275-283). Dass diese Fragestellung einer zuweilen als Konkurrenz zu einer staatlich-übergreifenden und zuweilen auch als integrierendes bzw. desintegrierendes Mittel genutzten regionalen Geschichtsschreibung mitnichten obsolet ist (und uns aus der Erfahrung der letzten Jahre wohl noch weit ins 21. Jahrhundert begleiten wird), entnimmt man dem Beitrag von Hans Heiss „Zur aktuellen Bedeutung regionaler Akteure in Europa“ (S. 285-291).

Die mit regionalem Bezug ausgestatteten Artikel werden unter drei Überschriften gruppiert: „Nationalismus und Regionalismus“, „Nationalstaat versus Regionalismus“ und „Die Renaissance der Region“.

Dabei ist die Unterscheidung in die ersten beiden Überschriften durchaus flexibel zu sehen, wohingegen die Fallstudien von Núñez zu Galizien (Zwischen regionaler Selbstwahrnehmung und radikalem Ethnonationalismus: Galicien, 1960–2000, S. 161–183), von Stefan Troebst zu Transnistrien (Separatistischer Regionalismus (post-)sowjetischer Eliten: Transnistrien 1989–2002, S. 185–214) sowie diejenigen der Herausgeber Holm Sundhaussen zu Bosnien-Herzegowina (Vom Mythos Region zum Staat wider Willen: Metamorphosen in Bosnien-Herzegowina, S. 215–232) und Philipp Ther zu Oberschlesien (Der Zwang zur nationalen Eindeutigkeit und die Persistenz der Region: Oberschlesien im 20. Jahrhundert, S. 233–257) eindeutige Zuweisungen in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts erlauben.

Die Beiträge der ersten Gruppe („Nationalismus und Regionalismus“) setzen Akzente auf die Gegenüberstellung regionaler Identitäten zu exkludierend auftretenden Nationalstaaten (hier Italien und Spanien) bzw. mit eindeutigen Deutungsmustern zentralistischer Systeme ausgestatteten Großreichen wie Habsburg. Die Themenbreite reicht dabei von Fragen der Verwurzelung einer Region mit eigenständiger Identität in einem sich strikt zentralistisch konstituierenden Nationalstaat (Josep M. Fradera: Regionalism and Nationalism: Catalonia within Modern Spain, S. 3–18) über die Identifikation einer regionalen, aber national bezogenen Identität (Laurence Cole: The Construction of German Identity in Tirol, c. 1848–1945, S. 19–42), die Beschäftigung mit den Folgen der Zerstörung ehemals vorhandener autonomer Strukturen inklusive den damit verbundenen Eliten- und Wertebildungen (Ralph Schattkowsky: Eine Autonomie mit Nachwirkungen; regionale Identität in Galizien 1867–1918, S. 43–61) bis hin zu Überlegungen zu Grenzen und Möglichkeiten von Regionalismen in den sich modernisierenden Gesellschaften Ostmitteleuropas (Robert Luft: Die Grenzen des Regionalismus: Das Beispiel Mähren im 19. und 20. Jahrhundert, S. 63–85). Allen Aufsätzen ist gemeinsam, dass sie eher durch die Einleitung der Herausgeber und die bereits benannten übergreifenden Untersuchungen zusammengehalten und in Bezüge zueinander gesetzt werden, als dass sie diese Aspekte selber einbezögen.

Will man ein gemeinsames Band für die im zweiten Teil zusammengefassten Beiträge finden, so mag man an die Versuche denken, die jeweiligen Regionalismen als politische Bewegungen zu deuten und sie ggf. mit einer außer-regionalen bis hin zu einer separatistischen oder (im anderen Falle) europäischen Komponente zu versehen. Christiane Kohser-Spohn gibt einen guten Überblick über die

elsässische Bewegung unter eben diesem als Chance begriffenen europäischen Bezug (Der Traum vom gemeinsamen Europa. Autonomiebewegungen und Regionalismus im Elsass, 1870–1970, S. 89–111). Przemysław Hauser widmet sich einmal mehr dem Thema oberschlesischer Separatismen im Übergang vom Ersten Weltkrieg zur Wiedererlangung einer polnischen Eigenstaatlichkeit und der Frage der Chancen zur Erlangung einer Autonomie für Oberschlesien in dieser Zeit (Von der Provinz zum Freistaat? Der oberschlesische Separatismus im Jahr 1918/1919, S. 113–126). Ein z.B. auch in Oberschlesien entscheidendes Thema, um die Vielgestaltigkeit der Regionalismen zu verstehen, untersucht Hans-Christian Trepte für die östlichen Gebiete Polens: „Die Hiesigen‘ (Tutejsi/Tutejšyja) – Regionales Bewusstsein im polnisch-weißrussischen Grenzraum“ (S. 145–157). Zsuzsanna Török ergänzt den Band um eine Studie zur Politik der Minderheiten als regionalen Strukturen im Rumänien der Zwischenkriegszeit (Transylvaniam: A Politics of Wise Balance? Minority Regionalism in Interwar Romania [1918–1940], S. 127–144).

Insgesamt bietet der Band einen Überblick über das breite Feld der Regionalismen v.a. in Teilen des östlichen Europa und über die sehr verschiedenen Untersuchungsansätze. Die vergleichenden Ansätze bleiben hinter dieser verdienstvollen Herangehensweise doch deutlich zurück, sind aber mittlerweile – auch von einigen der Autoren – mehr in den Blick genommen worden.

Ergänzt wird der Band mit einem umfangreichen Autorenverzeichnis sowie mit einer Karte des gesamten Untersuchungsraumes.

Sabine Bamberger-Stemmann, Hamburg

**National Borders and Economic Disintegration in Modern East Central Europe**, hrsg. v. Uwe Müller u. Helga Schultz. Berlin: Berlin Verlag Arno Spitz GmbH 2002, 295 S. (Frankfurter Studien zur Grenzregion. 8).

In dem vorliegenden Band vereinen sich Beiträge einer Konferenz in Buenos Aires aus dem Jahre 2002, die mit einer vorausgehenden Beratung der eingereichten Papers bereits 2000 in Frankfurt a.M. eingeleitet wurde: „National Borders and the Disintegration of Market Areas in East Central Europe in the 19<sup>th</sup> and 20<sup>th</sup> Century“. Der Band bietet eine sehr spannende Zusammenstellung von Untersuchungen zu drei Schwerpunktbereichen, die in der Gliederung zu finden sind: „The ‚Nationalisation‘ of Market Areas in the 19<sup>th</sup> Century“, „The

World War Era“ and „The Communist Period and Transformation to Market Economy“.

Im ersten Teil wird ein zentrales Interesse auf die östlichen Bereiche Preußens gelegt. Einzelstudien zu Schlesien von Marcel Boldorf (*The Impact of Border Changes before National Market Integration: Silesia after the Prussian Annexation of 1742*, S. 27-37), zu Łódź gemeinsam von Wiesław Puś und Stefan Pytlas (*Industry and Trade in Lodz and the Eastern Markets in Partitioned Poland*, S. 67-75) werden ergänzt durch eine Darstellung von Uwe Müller (*Integration and Desintegration: The Eastern Provinces of the German Empire between National Economy and an East-Central European Division of Labour*, S. 51-65) zur Frage einer nationalen, die preußischen Grenzregionen im Osten als Teil der Volkswirtschaft und des Arbeitsmarktes des Deutschen Reiches definierende Struktur und (als Gegensatz?) als Teil einer sich aufbauenden regionalen, grenzüberschreitenden ökonomischen Struktur des östlichen Europa. An einer ähnlichen Stelle setzt Franz Baltzarek an, der „Borders in Multinational Setting – the Tragedy of Successful Market Integration in the Habsburg Monarchy“ (S. 39-49) untersucht. Constantin Iordachi (*Internal Colonialism: The Expansion of Romania’s Frontier into Northern Dobrogea after 1878*, S. 77-105) analysiert die rumänischen Expansionsversuche in der Dobrudscha als einer auch ökonomisch vorgetragenen Strategie vor dem Ersten Weltkrieg.

Während im ersten Teil durchaus enge Bezüge der einzelnen Untersuchungsbereiche zueinander erschließbar werden, werden im zweiten Teil zur „Zeit der Weltkriege“ sehr divergierende zeitliche, analytische und regionale Positionen vereint. Helga Schultz gibt in ihrer anregenden Einleitung allerdings den ökonomischen Belangen in den Grenzverhandlungen und Kriegsbeendigungsstrategien nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg Raum. Gerade die Überlegungen zum Ersten Weltkrieg sind dabei geeignet, die drei folgenden regionalen Aufsätze theoretisch zu untermauern und weitergehende Fragestellungen zu ermöglichen (*Self-Determination and Economic Interest: Border Drawing after the World Wars*, S. 109-124): Jerzy Tomaszewski untersucht die Folgen der polnischen Ostgrenzen für die polnische Volkswirtschaft (*Economic Consequences of the New Eastern Borders and the Polish Economy between the Two World Wars*, S. 125-141), wobei die nationale polnisch-ukrainische Komponente etwas kurz kommt; Stefan Kowal setzt Überlegungen zu den Wirtschaftsbeziehungen zwischen Polen und den ehemaligen Teilungsmächten in Szene (*Economic Co-operation between Poland, the Former Par-*

tition States and their Successors in the Interwar Period, S. 143-153), innerhalb deren die strukturellen Veränderungen durch die unterschiedlichen revolutionären Bewegungen und daraus folgenden republikanischen oder sozialistisch-diktatorischen Staatsformen sicher einer weitergehenden Analyse bedürften; und Boris Barth (Economic Integration in Central Europe between the Two Wars: the Czechoslovak Perspective, S. 155-168) markiert den Aufbau einer tschechoslowakischen Volkswirtschaft und die daraus abgeleitete Betrachtung einer angestrebten wirtschaftlichen Integration des neu gestalteten östlichen Mitteleuropa. Alle drei Aufsätze zusammen bieten einen gemeinsamen Gesamtüberblick zu einem Themenfeld, das lange Zeit in der Ostmitteleuropaforschung in seiner Breite unbeachtet blieb und von daher erhebliche Forschungslücken aufweist.

Etwas unvermittelt stehen daneben aber die so verschiedenartigen Untersuchungen von Caitlin Murdock (From Border Region to State Boundary: the Saxon-Bohemian Border from 1900 to 1938, S. 169-180) und Tadeusz Janicki (The Eastern Border of Warta County and the Economic Consequences of its Demarcation under German Occupation, S. 181-189). Während Caitlin Murdock etwas zu rasant einen Überblick über die wirtschaftliche Lage zwischen Sachsen und Böhmen resp. den Nachfolgestaaten ab 1919/20 zu geben bestrebt ist, widmet sich Tadeusz Janicki einem besonders düsteren Kapitel der deutschen Besatzungsherrschaft in Polen, nämlich der Grenzziehung zwischen dem Reichsgau Wartheland und dem Generalgouvernement und ihren wirtschaftlichen Folgen. Die Analyse bleibt verwaschen, dabei sind gerade Fragen von Besatzungsherrschaft in all ihren repressiven und mörderischen Ausprägungen, Volkstumspolitik und einer strukturell als Besatzungsmittel eingesetzten nationalistischen Ökonomie Kernprobleme, die die Folgen des deutschen Überfalles auf Polen für die Lage Polens auch nach 1945 verfolgbar machen können.

Auch im dritten Teil des Bandes werden mit dem Schwerpunkt RGW und Transformation einige Aspekte angerissen, ohne dass sie wirklich in Beziehung zueinander gesetzt werden. Andrea Komlosy untersucht die Frage der makroökonomischen Integration Österreichs über den gesamten Verlauf des 20. Jahrhunderts inklusive einiger Blicke auf die Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns seit 1919. Infolge der Kürze des Beitrages lassen sich dabei nur sehr generelle Überlegungen anbringen (Regional Integration in a Global Context: the Case of the Republic of Austria over the Course of the 20<sup>th</sup> Century, S. 193-207). Einen ungarischen „Block“ vertreten Nigel Swain mit einer Untersuchung zur ungarischen Computerindustrie inner-

halb der Politik des Comecon (Socialist Autarky and Failed Socialist Internationalism: Comecon and „Perverse Successes“ of the Hungarian Computer Industry, S. 209-221) und Wolfgang Aschauer mit einem (selten unternommenen) Blick auf die wirtschaftliche Rolle der westlichen Regionen und der Westgrenze Ungarns im Umfeld der grundstürzenden Ereignisse am Ende der 1980er Jahre (The Role of Hungary's Western Border Region in the Post-1989 Transformation Process, S. 245-260). Der Leser mag dabei einige Aspekte des Beitrages von Dagmara Jajeśniak-Quast (The „European Coal and Steel Community“ of the East: The Comecon and the Failure of Socialist Integration, S. 223-244) aufnehmen, die ebenso scharf wie logisch die Zwangsläufigkeit des Scheiterns des Comecon als Teil der Bemühungen um eine Integration Ostmitteleuropas unter sozialistischen Vorzeichen resümiert.

Abschließend betrachtet Richard Pomfret einen für die derzeitige wirtschaftliche, aber v.a. geostrategische Entwicklung nicht nur des Mittleren und Fernen Ostens im wahrsten Sinne des Wortes zentrale Region: die zentralasiatischen Republiken als Teile einer (neuen?) Marktmacht seit dem Jahre 1991 (National Borders and Disintegration of Market Area in Central Asia after 1991, S. 261-279). Wenn auch dieser Aufsatz etwas singulär in dem Band stehen mag, so wird mit ihm doch noch einmal deutlich herausgestellt, dass die Folgen des sowjetischen Experiments nicht nur eine europäische oder im machtpolitischen Sinne globale Bedeutung besitzen, sondern weit in die Beziehungen des Fernen Ostens als Wirtschaftsregion hineinreichende Phänomene sind, die bei allen Diskussionen um Nationalismen oder gar religiöse oder kulturelle Extremismen nicht aus dem Auge verloren werden dürfen.

Eine Zusammenstellung von Karten der behandelten Epochen sowie ein Register und ein Autorenverzeichnis komplettieren den Band.

Sabine Bamberger-Stemmann, Hamburg

**Cassubia Slavica. Internationales Jahrbuch für Kaschubische Studien II (2004), hrsg. v. Cassubia Slavica e.V. Hamburg – Kaschubische Gesellschaft in der Deutsch-polnischen Gesellschaft Bundesverband e.V. Oldenburg: Aschenbeck Isensee 2005, 135 S.**

Die Sprachen von Minderheiten werden als ein entscheidender Teil unserer gesellschaftlichen Pluralität angesehen. Sie bereichern Europas sprachliche und kulturelle Vielfalt. Europäische Minoritäten

mit eigener Sprache genießen oft einen besonderen Schutz. Für die Förderung und Aufrechterhaltung „kleiner Sprachen“ setzt sich u.a. die Europäische Union ein.

Durch den Demokratisierungsprozess in Polen entstanden neue Freiräume für dort ansässige sprachliche und ethnische Minderheiten, auch für die Kaschuben. Obwohl die Publikationen zum Thema Kaschuben und Kaschubisch zugenommen haben, in den Schulen inzwischen Kaschubischunterricht angeboten wird und die Sprache am 6. Januar 2005 durch das vom Parlament verabschiedete „Minderheiten- und Regionalsprachen Gesetz“ juristisch als Regionalsprache anerkannt ist, handelt es sich um eine wenig beachtete Bevölkerungsminorität.

Dennoch kann auch die deutschsprachige Wissenschaft mit Namen wie Friedrich Lorenz und Franz Tetzner hier auf eine langjährige Tradition und eine Vielzahl von Studien verweisen. In den letzten Jahrzehnten haben sich innerhalb der sprachwissenschaftlichen Slawistik hauptsächlich Friedhelm Hinze sowie im Bereich der Literaturwissenschaft der Österreicher Ferdinand Neureiter, Autor der „Geschichte der Kaschubischen Literatur“ (1978, in polnischer Übersetzung 1982), der Thematik angenommen. Vor allem das Slawische Institut der Universität zu Köln (Ulrich Obst) hat sich in den letzten Jahren hervor getan. Eine internationale Fachpublikation – wie sie bislang fehlte – soll nun dem wachsenden Interesse Rechnung tragen, das Erreichte dokumentieren und die aktuelle Forschung richtungweisend beeinflussen.

Als Anfang der 1990er Jahre Ferdinand Neureiter seine „kaschubologische Tätigkeit“ aufgab und Friedhelm Hinze schwer erkrankte, war zu befürchten, dass damit die Erforschung des Kaschubischen innerhalb des deutschsprachigen Raumes ihr Ende finden würde. Um einer bevorstehenden Lücke entgegenzuwirken, wurde „Cassubia Slavica“ ins Leben gerufen. Die Herausgeber des Jahrbuches setzten sich die Stärkung bzw. Aufrechterhaltung der kaschubischen Tradition innerhalb der deutschsprachigen Slawistik zum Ziel. Als Friedhelm Hinze Anfang 2004, kurz nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe von „Cassubia Slavica“, verstarb, erwies sich das Jahrbuch als eine Initiative, die – zum richtigen Zeitpunkt verwirklicht – die Kontinuität kaschubischer Studien sichern könnte.

Begründet wurde das Jahrbuch von Marcin M. Bobrowski in Bremen, Politikwissenschaftler und Autor des „Kleinen Wörterbuchs Deutsch-Kaschubisch“ (2004), selbst gebürtiger Kaschube, und Hanna Toby, Anglistin und Slawistin aus Groningen, die gemeinsam die

Redaktion bilden. Für die technische Redaktion der Zeitschrift ist Marek Kwidziński aus Hamburg zuständig. Die beteiligten wissenschaftlichen Mitarbeiter und die Mitglieder des Wissenschaftlichen Beirats sind Slawisten – Sprach- und Literaturwissenschaftler, auch Übersetzer und Kunsthistoriker, die an verschiedenen europäischen Universitäten tätig sind. Das Jahrbuch veröffentlicht Beiträge in kaschubischer, deutscher, englischer und polnischer Sprache. Finanziert wird die Zeitschrift durch den „Verein Cassubia Slavica e.V.“ in Hamburg, dessen Existenz wiederum durch Mitgliedsbeiträge und Spenden bestritten wird.

Nach der Herausgabe des ersten Bandes von „Cassubia Slavica. Internationales Jahrbuch für Kaschubische Studien“ (2003) im Frühjahr 2004 erschien ein Jahr später (2005) der zweite Band des Jahrbuchs, der sich in die Teile „Aufsätze“ (S. 3-106), „Buchbesprechungen“ (S. 107-126) und „Varia“ (S. 127-134) gliedert. Abgeschlossen wird das Heft mit der Liste „Bei der Redaktion eingegangene Bücher, Neuerscheinungen und ausgewählte Aufsätze/Artikel 2003–2004“ (S. 13 f.) und kurzen Informationen über die Autoren der einzelnen Beiträge (S. 135). Das Jahrbuch ist dem am 5. Februar 2004 verstorbenen bekannten deutschen Kaschubologen, Slawisten und Baltisten, Dr. Ferdinand Hinze, gewidmet.

Leszek Belzyt (Kosilenzien/Zielona Góra), der Autor des ersten Aufsatzes „Problem liczebności ludności kaszubskiej na Pomorzu Gdańskim w okresie przed pierwszą wojną światową“ [Zum Problem der Quantifizierung des kaschubischen Bevölkerungsanteils in Hinterpommern vor dem Ersten Weltkrieg] setzt sich mit den Fragen um die Bestimmung der Einwohnerzahl der kaschubischen Bevölkerung in Preußen vor dem Jahre 1914 auseinander. Belzyt analysiert und kommentiert preußische Quellen, in denen die ethnologischen Verhältnisse in Pommern und Westpreußen erfasst wurden. Anhand seiner Untersuchung wird deutlich, dass die vom preußischen Zensus bei den Volkszählungen in den Jahren 1831–1911 angewandten Methoden nicht einheitlich waren, so dass die Resultate nicht vergleichbar seien und damit kein die Realität widerspiegelndes Bild abgeben würden. Die Behörden erfassten hauptsächlich die auf Fragebögen erhobene, d.h. die selbst deklarierte nationale Zugehörigkeit, Konfession, Muttersprache sowie eine eventuelle Zweisprachigkeit der Befragten. Da soziale, historische und politische Faktoren bei der Interpretation der Ergebnisse nicht berücksichtigt wurden, sind diese Statistiken, wie Belzyt mit Recht bemerkt, als reine Sprachstatistiken zu betrachten. Aus diesem Grund schlägt der Autor Zurückhaltung bei der Deu-

tung der preußischen Statistiken vor und warnt vor einer unkritischen Übernahme dieser Daten als historische Quellen sowie einer Übertragung auf spätere Verhältnisse.

Der zweite Artikel „Wiersze miłosne Jana Karnowskiego“ [Jan Karnowskis Liebesgedichte] von Krzysztof Biliński (Wrocław) behandelt die Liebeslyrik des kaschubischen Dichters Jan Karnowski. Der Verfasser analysiert sieben Gedichte aus dem Band „Novotné spiévě“, der 1910 unter dem Pseudonym Woś Budzysz und vom Dichter selbst finanziert herausgegeben wurde. Zeitlich betrachtet, gehören die untersuchten Gedichte noch in die späten Jahre des polnischen Modernismus. Aufgrund ihrer künstlerischen Werte sind sie, wie Biliński betont, nicht nur als Regionalliteratur interessant, sondern eher als gesamtpolnische Literatur einzustufen.

Krzysztof Braun (Warszawa) bespricht in seinem Beitrag „Problematyka kaszubska w materiałach i badaniach Instytutu Etnologii i Antropologii Kulturowej Uniwersytetu Warszawskiego“ [Die Behandlung der Kaschuben in den Veröffentlichungen und Untersuchungen des Instituts für Ethnologie und Kulturanthropologie der Universität Warschau] vier nach 1945 am Institut für Ethnologie und Anthropologie der Universität Warszawa verfasste Arbeiten, die dem Thema Kaschuben gewidmet sind – eine Arbeit behandelt den Fischfang, eine setzt sich mit der Volksmedizin auseinander und zwei untersuchen die Veränderungen im Ablauf von Beerdigungszeremonien.

Mit einer weiteren in Polen lebenden Minderheit, den Lemken, beschäftigt sich Christhardt Henschel (Leipzig) in seinem Aufsatz „Zwischen den Nationen. Zur Entwicklung des nationalen Selbstverständnisses der lemkschen Minderheit in Polen“. Laut einer Volkszählung von 2002, in der erstmals seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges die Bevölkerung nach – wie es heißt – Nationalität und Muttersprache gefragt wurde, leben in Polen nur ca. 5 900 Lemken (S. 37). Ihr traditionelles Siedlungsgebiet liegt im Südwesten der heutigen Republik Polen. Der Autor versucht, die Entwicklung des nationalen Selbstverständnisses dieser Volksgruppe nachzuzeichnen, indem er ihre Herkunft und konfessionelle Zugehörigkeit vor dem Hintergrund der politischen Veränderungen im Land ergründet. Im Artikel werden die Hauptzüge der politischen und volkswirtschaftlichen Rahmenbedingungen der Lemken und ihre Rolle im Staat seit dem späten 19. Jahrhundert bis heute dargestellt, wobei auf die Schwierigkeiten bei der Bewahrung einer eigenen Identität hingewiesen wird.

Ferdinand Neureiter (Anif) widmet seinen persönlich gehaltenen Beitrag – wie schon im Titel „Jan Trepczyk’s Gedicht ‚Kaszëbsko

mówa“ erkenntlich – mit einigen persönlichen Erinnerungen verknüpft, dem kaschubischen Dichter und Schriftsteller Jan Trepczyk.

Ulrich Obst (Bonn/Köln) präsentiert in „Friedhelm Hinze – Kaschubologe, Slawist und Baltist“ (S. 52-67) das wissenschaftliche Lebenswerk des 2004 verstorbenen Friedhelm Hinze. Das gesamte Jahrbuch ist dem Wissenschaftler gewidmet, und so findet der Leser auf den Seiten 127 und 128 seinen Lebenslauf, der die für seine Karriere bedeutenden Ereignisse aufzeigt, wie sie vom Herausgeber des Jahrbuches, Marcin M. Bobrowski, nachgezeichnet wurden. Auf den Seiten 129-132 befindet sich darüber hinaus noch die von Friedhelm Hinze und Angelika Lauhus zusammengestellte Liste der Veröffentlichungen Friedhelm Hinzes zum Kaschubischen und Pomoranischen aus den Jahren 1989–2005.

Dem „unermüdlichen Engagement Stefan Żeromskis für die Kaschuben und seinem leidenschaftlichen Verhältnis zu ihrer Kultur und Geschichte“ (S. 68), dem er auch in einigen seiner literarischen Werke Ausdruck verlieh, wendet sich Wojciech Osiński (Bremen) zu. Gegenstand der Untersuchung seines Beitrags „Ziemia Kaszubów piękna jak młodości sen w noc wiosenną...“ [Das Land der Kaschuben – schön wie der jugendliche Traum einer Frühlingsnacht...] Anmerkungen zu Stefan Żeromskis Prosagedicht „Wiatr od morza“ [Wind vom Meer] ist die Erzählung „Wiatr od morza“, ein Teil der Trilogie „Trylogia nadmorska“ [Küstenlandschaftstrilogie], die wiederum zwei weitere Erzählungen umfasst: „Wisła“ [Weichsel] (1918) und „Międzymorze“ [Landenge] (1923). Wie der Autor feststellt, wird in der polnischen Literaturgeschichte oft nur der Erzählung „Wiatr od morza“ ein Platz eingeräumt. Im Weiteren diskutiert Osiński die Entstehungsgeschichte des Werkes sowie einige „besondere Eigenheiten“ (S. 69) von Żeromskis Prosa. Über die historischen Quellenstudien Żeromskis hinaus berücksichtigt er persönliche Erfahrungen, darunter Żeromskis Ferienreise an die Ostsee 1920, und weist auf die Rolle der soziologischen und politischen Umstände hin, die bei dem Schriftsteller das Interesse für das kaschubische Volk geweckt haben. In unzähligen Flugblättern plädiert Żeromski für eine enge Bindung an die Polen als „den einzig richtigen Weg zur Entwicklung eines Identitätsgefühls als Kaschube“ (S. 71). Abschließend analysiert Osiński einige literaturästhetische Aspekte der Werke des Schriftstellers und kommt zu der Schlussfolgerung, Żeromski sei ein „Meister der polnischen Sprache“, dessen Sprachstil unnachahmlich bleibe (S. 79).

Helmut W. Schaller (Marburg) stellt in seinem Aufsatz „Die Kaschuben zwischen Polen und Deutschen – Probleme einer slawi-

schen Minderheit 1918–1945“ in chronologischer Reihenfolge politische Eingriffe in die sprachliche und nationale Existenz des kaschubischen Volkes dar. Der Autor hebt hervor, dass eine Zuordnung des Kaschubischen aus sprachwissenschaftlicher Sicht willkürlich, d.h. in polnischen und deutschen Arbeiten unterschiedlich und abhängig von der jeweiligen politischen Lage, ausfalle.

In dem letzten Beitrag des Jahrbuches „Kashubian – Forming the Literary standard“ untersucht Jadwiga Zieniukowa (Warszawa/Katowice) die Unterschiede zwischen gesprochenem und geschriebenem Kaschubisch und weist auf die Schwierigkeiten der Definition einer einheitlichen kaschubischen literarischen Normsprache hin. Anhand von Beispielen diskutiert die Autorin phonetische und morphologische Ähnlichkeiten sowie Unterschiede zwischen dem Kaschubischen und Polnischen.

Insgesamt bietet das Jahrbuch „Cassubia Slavica“ eine Vielfalt an Informationen zum Thema Kaschuben. Es wird eine Region betrachtet, die aufgrund ihrer geografischen Lage mal in die Nähe polnischer, dann wieder in die deutscher Kultur gerückt wurde. Die damit verbundene wechselhafte Geschichte stellt eine interessante und fruchtbare Quelle für wissenschaftliche Untersuchungen vielfältigster Art dar. Neben literatur- und sprachwissenschaftlichen Themen werden kulturelle, soziologische, geschichtliche und politische Aspekte in der kaschubischen Forschung behandelt. Der thematischen Vielfalt entspricht eine methodologische Breite, die von Gesamtsynthesen zu text- und materialnahen Untersuchungen reicht. Zu wünschen wäre, dass dank der vier für Autoren zugelassenen Sprachen ein breites Publikum erreicht und mehr als nur eine informative Funktion erfüllt wird.

„Cassubia Slavica“ ist eine wichtige Zeitschrift mit einem interessanten Textmaterial, nicht nur für deutschsprachige Slawisten, sondern auch für Wissenschaftler, Studenten und Publizisten anderer Gebiete, die sich hauptsächlich oder nur am Rande ihrer eigentlichen Forschung mit dem Thema Kaschuben auseinandersetzen. Damit wird eine erfolgreiche Arbeit innerhalb der deutschsprachigen Slawistik weitergeführt; dies war das erklärte Ziel der Herausgeber.

Janina Gesche, Stockholm

**Gender Geschichte/n. Ergebnisse bildungshistorischer Frauen- und Geschlechterforschung, hrsg. v. Walburga Hoff, Elke Kleinau u. Pia Schmid. Köln/Weimar/Wien 2008, 313 S. (Beiträge zur Historischen Bildungsforschung. 37).**

„Gendergeschichte/n“ in der Historischen Bildungsforschung werden seit nunmehr bereits 14 Jahren mit mittlerweile zweijährigem Abstand als Tagungsthema an der Martin-Luther Universität Halle-Wittenberg vom Arbeitsbereich Historische Erziehungswissenschaften am Institut Pädagogik aufgegriffen.

Mit dem vorliegenden Band liegt die schriftliche Fassung der Ergebnisse der achten Tagung vor. Sie soll – laut den Herausgeberinnen des Bandes – erste Schritte in die Richtung einer neuen, aktuellen Forschungsansprüchen nachkommenden Bildungsforschung aufzeigen.

Explizit verweisen Hoff, Kleinau und Schmid bei ihrem Bestreben auf eine mit großen Lücken versehene Forschungslandschaft, in der die Historische Bildungsforschung noch immer auf Bausteinen beruhe. Bildungshistorische Frauen- und Geschlechterforschung stehe nach wie vor isoliert dar, wenn eine Widerspiegelung bildungshistorischer Männer- und Geschlechterforschung nicht erfolge. Und eine solche, für eine genderorientierte Bildungsgeschichte notwendige Mehrperspektivität sei allein aus dem Grunde nicht zu verwirklichen, da Forschungen im Bereich der bildungshistorischen Jungen- und Männerforschung ein Desiderat darstellten. Die in diesem Kontext vorgestellte, dem Gender-Forschungsansatz berücksichtigende und daher weiter ausgebildete Geschichtswissenschaft als Vorreiterdisziplin zu bewerten, wird somit eher programmatisch dargestellt (hier die Einleitung). Gerade im Bereich der Geschichtswissenschaft sei die Männerforschung seit ihrem kurzen Aufschwung in den 80er Jahren beinahe spurlos in der Disziplin verhallt. Erst der jüngst konstituierte „Arbeitskreis für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung“ sei als der einzige, sichtbar wirkende Forschungskreis in der deutschen Männergeschichtsforschung zu betrachten.

Die somit in der Einleitung des Bandes vorab skizzierte „Einseitigkeit“ der Perspektivität in der derzeitigen Bildungsgeschichtsforschung schmälert jedoch keinesfalls die gesammelten Erträge in „Gender Geschichte/n“, die allein für sich genommen bereits auf ein enorm weites Feld an Forschungsfragen hindeuten.

Der zu besprechende Band enthält zwölf Beiträge, die wiederum in vier thematischen Blöcken unterteilt vorliegen. Im ersten Block werden „Geselligkeit, weibliche Arbeiten und Lektüre“ behandelt. Jessica

Piechocki und Nina von Zimmermann wenden sich hier in Mikrostudien der „gebildeten Geselligkeit im Leben der Agnes Wilhelmine Niemayer“ bzw. von Zimmermann der Mädchenbuchautorin Liliy von Muralt zu. Pia Schmid hingegen geht auf die Geschichte von Handarbeiten als genuin von Frauen betriebene Praxis ein.

Im zweiten Block „Armut, Soziale Arbeit, Professionalisierung“ betrachtet Sabine Toppe „Familienleitbilder und Mütterlichkeit in der Kinderfürsorge“ am Beispiel der bremischen Textilindustrie. Britta Konz arbeitet die „jüdisch-religiösen[n] Deutungsmuster von sozialer Arbeit und Erziehung“ anhand von Bertha Pappenheims „Projekt der Moderne“ heraus. Walburga Hoff befasst sich mit der „Ausbildungskonzeption der Sozialen Frauenschule“ in Berlin-Schöneberg.

Im dritten Abschnitt „Bildungstheorien, Bildungspolitik und Bildungspraxis“ werden die mehr oder weniger „klassischen“ Themen der Bildungsgeschichtsforschung unter neuen Schlaglichtern berührt: Christa Kersting untersucht die „Konzeption weiblicher Bildung und Bildungspolitik des International Council of Women“, Elke Kleinau stellt in „Reformpädagogik und Frauenbewegung“ eine Ausgrenzungsgeschichte vor, und Karla Verlinden nimmt sich der „Politisierung der Sexualerziehung durch die 1968er-Bewegung“ an.

Im letzten Block schließlich werden Einzelaspekte zum überaus aktuellen Forschungskomplex „Die Ausgrenzung des ‚Fremden‘ – nationale, völkisch-nationale und koloniale Frauenbildung“ vorgestellt. Bettina Irina Reimers wendet sich mit ihrem Beitrag der „Rolle des Bundes ‚Artam‘ in der Frauenbildung“ zu. Susanne Spindler analysiert die „Koloniale Frauenschule in Rendsburg“ mit ihren „weiblichen Kolonialbestrebungen nach der Kolonialzeit“. Wolfgang Gippert legt Einzelaspekte eines von ihm mitgetragenen DFG-Projekts in „Ansätze zur Erschließung von Selbst- und Fremdkonstruktionen in autobiographischen Schriften deutscher Lehrerinnen“ dar.

Ein hervorhebenswertes Kennzeichen des zu bewertenden Bandes sind die für die Leser überaus hilfreichen bibliografischen Anhänge im Anschluss an die jeweiligen Artikel. Sie vermitteln einen schnellen Einblick in die verwendete Literatur und durch sie wird ein kurzer Überblick in die Forschungsliteratur – auch ohne Studium des Anmerkungsapparats – möglich. Gerade bei der hier vorgestellten größeren thematischen Vielfalt ergibt sich daraus für die Lesenden ein effektiver, zeitsparender Zugriff zum jeweiligen Thema in seinem Forschungskontext.

„Gender-Geschichte/n“ bereichert das Spektrum an bildungshistorischen Untersuchungen. Mit der Vielfalt der hier vorgestellten Bei-

träge wird die thematische Breite des Untersuchungsgegenstands bzw. seiner -gegenstände deutlich und die noch auszuwertende Bandbreite an Forschungsthemen anschaulich. Durch die Verschiebung der Forschungsperspektive von Schulbildungssystemen hin zu einem erweiterten Bildungsbegriff ergeben sich Fragestellungen, die hier in der zeitlichen Spanne von 1786 bis 1968 nur angerissen werden können. Auf die folgenden Tagungen und Tagungsergebnisse kann daher nur mit Spannung gewartet werden.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

**Joachim Kuhles, Die Reformation in Livland – religiöse, politische und ökonomische Wirkungen. Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2007, 363 S. (Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa. 16).**

*Habent sua fata libelli* – dieses Diktum trifft auf die Entstehung des verdienstvollen Buches von Joachim Kuhles in hohem Maße zu. Die Arbeit geht auf eine Dissertation zurück, die in den 1960er Jahren von Erich Donnert im Rahmen eines größeren Forschungsprogramms zur frühneuzeitlichen Entwicklung des Ostbaltikums angeregt wurde. Kuhles hat trotz anderer beruflicher Verpflichtungen und mancher Widerstände in den Wechselfällen der Osteuropaforschung an der Leipziger Universität das Thema nie aus dem Auge verloren und die Arbeit nach der Wende und der Abwicklung seines Wissenschaftsbereichs zielstrebig fortgesetzt. Als Ergebnis liegt jetzt eine Untersuchung vor, in der das nach dem inzwischen unvermeidlich in vieler Hinsicht veraltetem Standardwerk von Leonid Arbusow (1921) in den Forschungen zur baltischen Geschichte u.a. wegen der schwierigen Quellenlage – ein großer Teil der Originalquellen ging in den Weltkriegen verloren – recht stiefmütterlich behandelte Thema der livländischen Reformation erstmals wieder zusammenfassend behandelt wird. Als Materialbasis dienten Aktenbestände aus den Archiven in Riga, Tartu und Stockholm sowie gedruckte Quellen und die weit verzweigte und verstreute Sekundärliteratur, die der Verfasser bis in scheinbar abgelegene Bereiche der älteren wie neueren Forschung verfolgt hat.

In sieben Kapiteln werden Ursachen (I), Verlauf (II-V) und Ergebnisse (VI-VII) der Reformation im Ostbaltikum unter vergleichenden Aspekten dargestellt, wobei gegenstandsbedingt und auch vom benutzten Material her die Städte, vor allem Riga und Reval, im Mittel-

punkt stehen. Die komparative Methode, die der Verfasser nicht nur strukturgeschichtlich in den Kapiteln über die Voraussetzungen und Resultate, sondern auch für die Ereignisgeschichte anwendet, erweist sich dabei als außerordentlich erkenntnisfördernd.

Das gilt sowohl im Hinblick auf die Fragestellungen und Schlussfolgerungen als auch für weitergehende bzw. offene Forschungsfragen – nicht nur im Hinblick auf die Wirkungen, wie im Untertitel gesagt, sondern auch für die Ursachen und das Geschehen selbst. Für die Reformationsgeschichte im engeren Sinne, d.h. die kirchliche Umgestaltung und ihre Folgen, weist der Verfasser überzeugend die enge Verbindung zum Wittenberger Zentrum und die Zusammenhänge, aber auch die Unterschiede im Vergleich zur Reformation in den deutschen Territorien nach. Auch für Livland wird die Phasenfolge von gemäßigten Anfängen über die fortschreitende Differenzierung bis zu radikalen Bewegungen von unten nachgewiesen. Nach Anlage und Disposition der Arbeit liegt der Akzent der Analyse auf den sozialen und politischen Interessen, von denen die Reformation bestimmt wurde. Zugleich zeichnet der Verfasser aber auch ein detailliertes Bild der theologischen Auseinandersetzungen; in dieser Hinsicht enthält die Arbeit eine genaue Darstellung des Werdegangs der jeweils führenden Figuren Andreas Knopken, Silvester Tegetmeyer und Melchior Hofmann. Die Unterdrückung des radikalen Flügels und die Durchsetzung des obrigkeitlichen Kirchenregiments zeigen im Ergebnis große Ähnlichkeiten mit der lutherischen Reformation in den deutschen Städten und landesfürstlichen Territorien. Zugleich werden die Unterschiede deutlich: In Livland kommt es wegen der Übermacht der patrizischen Oberschicht der Kaufleute und Grundbesitzer zwar auch zu innerstädtischen Unruhen, aber nicht zu ähnlichen Auseinandersetzungen wie in den norddeutschen Hansestädten, und für das Fehlen einer bauernkriegsähnlichen Entwicklung sieht der Verfasser neben der starken Position des Landadels vor allem eine Hauptursache im ethnischen Gegensatz zu Letten und Esten.

In struktureller Hinsicht vergleicht Kuhles die livländische mit der deutschen Reformation unter dem Leitaspekt, ob und wie sich Livland im Verlauf und im Gefolge der Reformation zu einem „zentralisierten Territorialstaat“ hätte entwickeln können (S. 327). Versuche in dieser Richtung werden ausführlich behandelt, vor allem das Bestreben des Rigaer Stadtsynikus Lohmüller, eine Lösung dem Vorbild der Säkularisierung des ostpreußischen Rest-Ordensstaates durch den letzten Hochmeister Albrecht von Brandenburg herbeizuführen

(S. 259 ff.). Für das Scheitern derartiger Bestrebungen in Livland macht der Verfasser zu Recht in der Hauptsache die komplizierten Rahmenbedingungen in der Gemengelage von Ordensherrschaft, Bistümern, Städten und Ritterschaft sowie die zusätzlich belastende Kongruenz sozialer und ethnischer Gegensätze zwischen Deutschen und Letten bzw. Esten verantwortlich. Überzeugend werden die daraus resultierenden vielschichtigen Konflikte zwischen Orden und Bischöfen, Städten und Ritterschaften, unter dem Einfluss der gutswirtschaftlichen Entwicklung besonders wegen der Angriffe auf das Asylrecht der Städte für flüchtige Bauern (die sog. Läuflingsfrage), schließlich auch innerhalb der unterschiedlichen Schichten des Bürgertums, im Orden und unter seinen Vasallen sowie in der hohen und niederen Geistlichkeit geschildert. Dabei entstanden in den Auseinandersetzungen um politische Veränderungen immer wieder neue Streitfronten. Darin sieht der Verfasser die wesentliche Ursache für das Scheitern einer territorialstaatlichen Vereinheitlichung der livländischen Konföderation im Gefolge der Reformation. Bemerkenswert ist die sehr differenzierte und die realen Chancen ihres Handelns abwägende Beurteilung der in diesem Zusammenhang umstrittenen Ordensmeister Wolter von Plettenberg und Gotthard Kettler. Ersteren würdigt er nach Maßgabe der bestehenden Kräfteverhältnisse als Vertreter einer realistisch vorsichtigen, eher konservativen Ausgleichspolitik, die für Jahrzehnte Frieden und Fortexistenz sicherte, aber den weiteren Verfall nicht aufhalten konnte. Letzterem wäre nach der russischen Invasion 1558 und dem Eingreifen Schwedens und Dänemarks nichts anderes übrig geblieben, als 1561 die verbleibenden Reste der Ordensherrschaft in das säkularisierte Herzogtum Kurland zu verwandeln, das wie zuvor Preußen der polnischen Oberhoheit unterstand.

Offen bleibt allerdings, ob eine staatliche Einigung der unterschiedlichen Landesteile, so wenig wahrscheinlich sie gerade unter dem Einfluss der die Konflikte eher noch verschärfenden Reformation war, überhaupt etwas daran hätte ändern können, dass Livland in der Folgezeit zum Spielball der Nachbarmächte Russland, Polen-Litauen und Schweden wurde (vgl. S. 261 ff., 288 ff.), zumal die geografischen, sozialen und politischen Bedingungen sich im Norden Livlands von denen im Süden erheblich unterschieden. In viel größerem Maßstab blieb zudem das Schicksal, zum ohnmächtigen Objekt stärkerer Zentralstaaten zu werden, trotz partieller landesfürstlicher Zentralisierung auch dem Heiligen Römischen Reich etwa ein dreiviertel Jahrhundert später im Dreißigjährigen Krieg nicht erspart. In bei-

den Fällen öffnete die Reformation zwar Chancen, verstärkte aber in ihrem tatsächlichen Verlauf auch die partikularistischen Tendenzen.

Insgesamt ist die vorliegende Arbeit ein wichtiger Beitrag zur Reformationsgeschichte und generell zur ostbaltischen Entwicklung in der frühen Neuzeit. Nicht zuletzt beweist sie die Konsistenz solider historischer Forschung und insbesondere der komparativer Forschungsansätze jenseits wechselnder Konjunkturen und Moden der Historiografieentwicklung.

Wolfgang Küttler, Berlin

**Kurland. Vom polnisch-litauischen Lehnsherzogtum zur russischen Provinz. Dokumente zur Verfassungsgeschichte 1561–1795, hrsg. v. Erwin Oberländer, Volker Keller. Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh 2008, S. 330 S.\***

Die Geschichte der Herzogtümer Kurland und Semgallen (um der Kürze willen normalerweise einfach Herzogtum Kurland genannt) ist als Forschungsobjekt in den letzten Jahrzehnten nicht nur bei lettischen, sondern auch bei Wissenschaftlern aus anderen Ländern immer beliebter geworden. Dies wird auch durch den vorliegenden Band bestätigt, in dem eine Reihe von Dokumenten zusammengestellt ist, die für die Existenz des Herzogtums Kurland wichtig sind. Die Herausgeber des Sammelbandes sind erfahrene Forscher, deren wissenschaftliches Interesse an diesem Thema bereits in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz seinen Anfang nahm. Dr. Volker Keller und Prof. Erwin Oberländer haben intensiv mit den Quellen zur Geschichte des Herzogtums gearbeitet und werden zur Zeit als die besten Kenner der Geschichte des Herzogtums Kurland in Deutschland angesehen. Und das spürt man, wenn man durch die Seiten des vorliegenden Bandes blättert.

Die Dokumentensammlung besteht aus einem Vorwort der Herausgeber, einem Abkürzungsverzeichnis, einer zweiteiligen Einführung, 23 Dokumenten, einer Auswahlbibliografie, einem Personen-, Orts- und Sachregister und zu guter Letzt einer Karte der Herzogtümer Kurland und Semgallen. In der Einführung wird ein kurzer Überblick über die Geschichte des Herzogtums Kurland gegeben, der dem Leser ein Verständnis der Situation ermöglicht, in der die Dokumente

---

\* Aus dem Lettischen übersetzt von Sabine Jordan, Münster.

entstanden sind, die in den vorliegenden Band aufgenommen wurden; auch werden einige Dokumente behandelt, die keine Aufnahme in den Sammelband gefunden haben. Die Aufteilung der Einführung verrät die wissenschaftliche Zielrichtung der beiden Verfasser: Kellers Spezialgebiet ist die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts und das 17. Jahrhundert (S. 18-28 der Einführung), während Oberländer sich dem 18. Jahrhundert widmet (S. 29-51). Jedem Dokument sind eine kurze Erläuterung seiner Entstehungsgeschichte und Angaben zu empfehlenswerter Zusatzliteratur, früheren Drucken und der von den Herausgebern verwendeten Druckvorlage vorangestellt; außerdem gibt es auch vereinzelt Kommentare zu den im Text vorkommenden Personen und Fakten.

Völlig zu Recht ist es der in Wilna am 28. November 1561 geschlossene Kapitulationsvertrag (*Pacta Subiectionis*) zwischen Gotthard Kettler, dem letzten Meister des livländischen Zweiges des Deutschen Ordens resp. des Livländischen Ordens, und Sigismund II. August, König von Polen und Großfürst von Litauen, mit dem der Dokumententeil eröffnet wird. Dieser Vertrag diente als rechtliche Grundlage für die Schaffung des neuen Lehnsherzogtums in den früheren Ordensgebieten südlich der Düna. Zur faktischen Umsetzung des Vertrages kam es am 5. März 1562, als im Rigaer Schloss der Livländische Orden säkularisiert wurde und Nikolaus von Radziwill, der Schwarze, Gotthard Kettler zum Herzog ausrief. Als zweites Dokument wurde das Privileg des polnischen Königs Sigismund II. August aufgenommen, das dem livländischen Adel Glaubensfreiheit in Übereinstimmung mit dem Augsburger Bekenntnis, eine deutsche Verwaltung und eine Reihe anderer Privilegien und Rechte garantierte. Es darf hier allerdings nicht verschwiegen werden, dass in der lettischen Historiografie immer noch die Meinung vorherrscht, dass dieses Privileg damals höchstwahrscheinlich in dieser Form nicht rechtswirksam wurde, sondern auf dem Niveau adliger Wunschvorstellungen verblieb. Diese Auffassung wird damit begründet, dass erstens bisher weder das Original noch eine offiziell beglaubigte Abschrift des Privilegs gefunden wurden, die vorliegenden Abschriften jedoch sich in dem Teil unterschieden, in dem die livländischen Gesandten aufgezählt wurden, dass es zweitens im Winter des Jahres 1562, als Nikolaus von Radziwill in Riga eintraf, keinen Adressaten mehr gab, dem er das Privileg hätte übergeben können, und er daher am 4. März 1562 ein gesondertes Privileg für die Ritterschaft des Erzbistums Riga in einer knapperen Ausführung überreichte, und dass drittens auch die Ritterschaft des neu geschaffenen Herzogtums Kurland, wie auch

Keller anmerkt (S. 18), am 7. März 1562 und im Jahr 1567 von Herzog Gotthard die Bestätigung ihrer Privilegien erhielt, welche die Ritterschaft jedoch nicht zufriedenstellte, bis im Jahre 1570 das *Privilegium Gotthardinum* erteilt wurde, das auch in dem vorliegenden Band zu finden ist.<sup>1</sup> Deshalb ist die Rezensentin entgegen der Ansicht Kellers, dass das *Privilegium Gotthardinum* keine wesentliche Bedeutung besaß (S. 19), der Meinung, dass diesem in der Realität viel mehr Bedeutung zukam als dem *Privilegium Sigismundi Augusti*. Zur vollständigen Klärung dieser Frage wäre es allerdings unerlässlich zu erforschen, in welchem Maße sich alle erwähnten Privilegien voneinander unterschieden und wie sie in der Praxis umgesetzt wurden. Es steht zu hoffen, dass der vorliegende Band einen jungen Forscher dazu anregt, sich diesen Problemen zuzuwenden.

Auch die folgenden zwei Dokumente sind noch im 16. Jahrhundert entstanden: das Testament Herzog Gotthards aus dem Jahr 1587 und der Vertrag von 1595 zwischen Gotthards Söhnen, Friedrich und dem nunmehr volljährigen Wilhelm, über die Ausführung dieses Testaments, dem die Aufteilung des Herzogtums unter den beiden Brüdern folgte. Insbesondere muss auf Kellers Verdienst bei der Auffindung des Originals des Brüderlichen Vertrags im Lettischen Historischen Staatsarchiv hingewiesen werden, denn bis dahin wurden Datum und Ort des Vertrages in der Historiografie, die sich mit der Geschichte des Herzogtums befasst, falsch angegeben, nämlich der 21. Mai 1596 anstelle des 23. Mai 1595 und Hof zum Berge anstelle von Mitau. Die Umsetzung des Vertrages führte zu einer realen Aufteilung des Herzogtums und zum Konflikt Herzog Wilhelms mit dem Adel, der in der Ermordung der Anführer der Opposition, der Brüder Gotthard und Magnus Nolde, im Jahre 1615 und der Ausarbeitung der Verfassung des Herzogtums Kurland resp. *Formula Regiminis* durch eine Kommission des polnischen Königs gipfelte. Die Verfassung von 1617

---

<sup>1</sup> Es ist bezeichnend, dass weder Sigismund Augusts Nachfolger auf dem polnisch-litauischen Thron noch die schwedischen Könige in Livland das Privileg Sigismund Augusts bestätigten; dies tat erst Zar Peter I. auf Bitten der livländischen Ritterschaft im Jahr 1710. Überdies bestätigte Stephan Báthory 1581 das *Privilegium Gotthardinum*, aber er soll sich geweigert haben, das gleichzeitig eingereichte *Privilegium Sigismundi Augusti* zu bestätigen. Auch die Ordnung des 1566 geschaffenen *Ducatus Transdunensis* stand in vielen Punkten im Widerspruch zum *Privilegium Sigismundi Augusti*. Näheres siehe Arveds Švābe, Sigismunda Augusta Līvonijas politika [Die Livlandpolitik Sigismund Augusts], in: Latvijas Vēstures Institūta Žurnāls (1937), Nr. 1, S. 67-109; Nr. 4, S. 483-522; Latvijas Konversācijas Vārdnīca [Lettisches Konversationslexikon]. Bd. 19, Rīga 1939, Sp. 38605-38610; Teodors Zeids, Senākie rakstītie Latvijas vēstures avoti [Die ältesten schriftlichen Quellen zur lettischen Geschichte]. Rīga 1992, S. 95 f.

machte aus dem Herzogtum faktisch eine Adelsrepublik und blieb bis 1795 in Kraft, als Kurland und Semgallen zu Russland kamen. Sie ist auch das einzige Dokument aus dem 17. Jahrhundert, das Aufnahme in den Sammelband gefunden hat. Nichtsdestoweniger kann die Rezensentin der Behauptung Kellers, dass in der Zeit von 1617 bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts kein verfassungsrelevantes Dokument ausgestellt worden sei (S. 21 f.), nicht recht zustimmen. So ist beispielsweise der Beschluss der polnischen Kommission vom 29. November 1642, den Herzog Jakob bei seinem Amtsantritt zu akzeptieren gezwungen wurde, allein schon aus dem Grunde bedeutsam, dass darin Mitau zur einzigen Hauptstadt des Herzogtums erklärt wurde (bis zu diesem Zeitpunkt besaßen Goldingen und Mitau als Relikt aus der Zeit, in der Herzog Wilhelm in Goldingen residierte, den Status gleichberechtigter Residenzen). Ebenso regulierte dieser Beschluss den Aufenthalt der Oberräte resp. der herzoglichen Regierung in Mitau und andere Angelegenheiten in Zusammenhang mit der Verwaltung, begrenzte die Möglichkeiten des Herzogs bei der Auswahl der Räte, konkretisierte das Rechtssystem u.ä. Neben den *Pacta Subiectionis* und der *Formula Regiminis* war es dieser Beschluss, auf den sich die spätere Gesetzgebung des Herzogtums im Allgemeinen berief.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass einige Äußerungen im ersten Einführungsteil nicht ganz präzise sind, so endete beispielsweise der Livländische Krieg für Polen-Litauen und entsprechend auch für das Herzogtum Kurland im Januar 1582, als König Stephan Báthory den Vertrag mit den Moskowitern schloss, und nicht 1583 (S. 18), als Schweden den Vertrag mit Russland schloss. Der Schwedisch-Polnische Krieg brach nicht 1621 aus (S. 22); vielmehr begann er bereits im Jahr 1600, 1621 hingegen endete der Waffenstillstand. Die Rezensentin kann auch der Behauptung, dass Herzog Jakob von Kurland Kriegsschiffe gebaut habe (S. 24), nicht zustimmen. Die herzogliche Flotte wies einen ausgesprochenen Handelscharakter auf, die Schiffe waren nur zu ihrer Verteidigung bewaffnet; zudem hielten sie sich aufgrund der vom Herzog verfolgten Neutralitätspolitik gewöhnlich selbst, wenn sie direkt angegriffen wurden, aus Kampfhandlungen heraus und waren deshalb des Öfteren leichte Beute für die Schiffe anderer Staaten, insbesondere in Zeiten der Englisch-Holländischen Seekriege. Ebenso bezog sich Jakobs Vertrag von 1664 mit England nicht auf „seine künftigen Kolonien Gambia und Tobago“ (S. 24). Diese hatte der Herzog bereits in den 50er Jahren erworben; infolge des Vertrages musste der Herzog jedoch Gambia England überlassen, um das Recht auf Tobago behalten zu können.

Als erstes Dokument aus dem 18. Jahrhundert wurde das Projekt einer Verfassung für das Herzogtum (*Ordinatio Futuri Regiminis*, 1727), das nach dem Tod Herzog Ferdinands, des letzten Vertreters der Kettler-Dynastie, in Kraft treten musste, in den Sammelband aufgenommen. Dieses Dokument ist interessant, weil es eine mögliche Variante der Existenz des Herzogtums als in Polen-Litauen inkorporierte Struktur ohne Herzog und mit einer adligen Selbstverwaltung aufzeigt. Es muss erwähnt werden, dass im 18. Jahrhundert Polen-Litauen, Russland, Preußen und Frankreich aktiv an der Lösung der so genannten Kurland-Frage beteiligt waren, ebenso wie sich auch im Herzogtum selbst unablässige innenpolitische Kämpfe nicht nur zwischen den Herzögen und dem Adel abspielten, sondern auch zwischen den verschiedenen Parteien, wozu noch die politische Aktivierung der bürgerlichen Schicht kam. Daher ist es verständlich, dass die Herausgeber des Sammelbandes gezwungen waren, auf die Veröffentlichung mehrerer bedeutsamer Dokumente zu verzichten und sich auf deren inhaltliche Zusammenfassung im Einführungsteil zu beschränken. Nichtsdestoweniger wäre es logischer gewesen, wenn man die Kommissionsbeschlüsse aus dem Jahr 1717 in den Band hineingenommen hätte, die die herzogliche Macht wesentlich einschränkten und die, im Gegensatz zum Projekt von 1727, das niemals in Kraft getreten ist, zumindest teilweise in die Praxis umgesetzt wurden, so dass der polnische König im Jahr 1739 erst mit einem besonderen Dokument die Rechtmäßigkeit dieser Beschlüsse in Zusammenhang mit der Regierung Ernst Johanns von Biron außer Kraft setzen musste, wie auch von Oberländer angemerkt wird (S. 37).<sup>2</sup> Es wäre nicht schlecht gewesen, wenn auch der Text des Ehevertrages zwischen Herzog Friedrich Wilhelm und Anna, der Nichte des Zaren Peter I., aufgenommen worden wäre, denn auf dieses Dokument stützten sich juristisch die russischen Ansprüche auf Einfluss im Herzogtum, die Herrschaftsrechte Annas als Herzogin-Witwe in Kurland und auch ihr späteres Interesse für die Angelegenheiten des Herzogtums, als sie bereits den Status einer Zarin innehatte, was durch die in dem Sammelband abgedruckte Verfügung Annas aus dem Jahr 1732 belegt wird.

---

<sup>2</sup> Es ist interessant, dass sich das Szenario, das sich 100 Jahre zuvor ereignet hatte, damals faktisch wiederholte. 1715 töteten die Gardisten Herzog Ferdinands Carl Friedrich von Fircks, der sich geweigert hatte, dem Herzog den in seinem Pfandbesitz befindlichen Abauhof zu übergeben. Nach Beschwerden seitens des Adels berief der König eine Kommission, welche die erwähnten Beschlüsse erarbeitete.

Dank des wachsenden internationalen Einflusses Russlands kam das Herzogtum Kurland nach dem Tod Herzog Ferdinands zu einem neuen Herrscher: Herzog Biron. Eine Reihe von Dokumenten, die in dem besprochenen Band abgedruckt sind, spiegelt die Machtübernahme Ernst Johann von Biron im Jahr 1737 sowie auch seine Konkurrenz mit Prinz Karl von Sachsen um den Herzogthron in den 50er und 60er Jahren des 18. Jahrhunderts wider. An dieser Stelle muss Oberländers prägnante und präzise Charakterisierung der Kurlandpolitik der beiden hervorragendsten russischen Zarinne, Elisabeth der Großen und Katharina der Großen, im Einführungsteil gelobt werden. Die letzten sieben Dokumente wiederum betreffen die Regierungszeit Herzog Peter Biron (1772–1795) und illustrieren die zunehmende innenpolitische Schwäche des Herzogtums und seinen Weg in Richtung einer Eingliederung in das Russische Reich, die dann im Frühjahr 1795 stattfand.

Obwohl die Herausgeber sorgfältige Arbeit leisteten, haben sich dennoch einige Druck- oder Flüchtigkeitsfehler in die Ausgabe eingeschlichen, so wird beispielsweise auf S. 9 als Beginn des Großen Nordischen Krieges korrekterweise das Jahr 1700 genannt, auf S. 29 hingegen das Jahr 1701. Als Datum der Wahl Ernst Johanns wird der 23. Juni (S. 35) und, diesmal zutreffenderweise, der 13. Juni (S. 183) angegeben; auf S. 45 wiederum müsste es anstelle von 1884–1887 1784–1787 heißen. Dennoch mindern diese wenigen Druckfehler und Ungenauigkeiten den wissenschaftlichen Wert des Bandes keineswegs. Als gelungen kann man auch den geistreich gestalteten Buchumschlag in den Farben der heutigen lettischen Staatsflagge und mit einer Abbildung des Mitauer Schlosses aus der Kettlerzeit auf dem Buchdeckel bezeichnen.

Es bleibt zu hoffen, dass diese Dokumentensammlung nicht nur den Bestand der Ausgaben, die dem Herzogtum Kurland gewidmet sind, bereichern wird, sondern auch dazu beitragen wird, dass sich junge Forscher der Geschichte des Herzogtums zuwenden, innerhalb derer es auch weiterhin noch außerordentlich viele unerforschte Themen und diskutierenswerte Fragen, eine immense Quellenfülle und breiteste Möglichkeiten für die Forschung gibt.

Mārīte Jakovļeva, Rīga

**Imants Lancmanis, Libau. Eine baltische Hafenstadt zwischen Barock und Klassizismus. Köln (u.a.): Böhlau Verlag 2007, 192 S. (Das Baltikum in Geschichte und Gegenwart. 3).**

Bereits 1983 wurde in der damaligen Lettischen SSR Imants Lancmanis' Monografie über die bedeutendsten Abschnitte in der Baugeschichte der Stadt Libau (lett. Liepāja) publiziert – als ein Band jener kleinformatischen Buchreihe über Lettlands Architektur- und Kunstdenkmäler, welche zu Sowjetzeiten mindestens ebenso populär war wie heute. Mit knapp zweieinhalb Jahrzehnten Abstand zum Erscheinen des Originals ist nun (in anderem Format und bei einem deutschen Verlag) die lang erhoffte deutschsprachige Ausgabe dieses Buches veröffentlicht worden. „Eine baltische Hafenstadt zwischen Barock und Klassizismus“ – so lautet ihr mit offenkundigem Feingefühl gewählter Untertitel, der keine zeitlich gebundene Festlegung enthält, als was man Libau definieren mag: dem Entstehungszeitraum der im Buch behandelten Gebäude entsprechend als eine ‚kurländische Hafenstadt‘ oder aber, unter Betonung der wichtigsten Merkmale von heute, als drittgrößte und zugleich westlichste Stadt der Republik Lettland.

Dass eine Übersetzung des Bandes zustande gekommen ist, kann aus unterschiedlichen Gründen als erfreulich registriert werden. Anlass zur Freude besteht naheliegenderweise zunächst deshalb, weil anderweitige deutschsprachige Fachliteratur jüngeren Datums zu Themen der Geschichte oder Architektur Libaus kaum existiert (höchstens durch die von Erwin Oberländer angestoßene Kurland-Forschung an der Universität Mainz wurden in dieser Hinsicht gewisse Akzente gesetzt). Über die breiter gewordene Zugänglichkeit des Buchinhalts und dessen zwischenzeitliche Aktualisierung hinaus verbindet sich mit der jetzigen Ausgabe allerdings noch manch anderer Vorzug. Hierzu könnte man sogar den Umstand zählen, dass die vielen in Lancmanis' Text eingeflochtenen Zitate historischer Persönlichkeiten – und von diesen schrieben nun einmal die meisten auf Deutsch – nunmehr in ihrem Ursprungswortlaut zur Geltung kommen können: Als Beispiel seien die lobenden Worte Johann Sebastian Bachs über den Schöpfer der Orgel der Libauer Dreifaltigkeitskirche, Heinrich Andreas Contius, angeführt, denen zufolge „nichts mehr zu wünschen wäre, als daß alle dergleichen Arbeiten so tüchtig gefertigt würden, damit die Gottes Häuser sowohl als alle andere [sic] Liebhaber von dergleichen Musicalischer Instrumenten hinfüro nicht mehr durch Stümper betrogen würden“ (S. 62 f.).

Der Dreifaltigkeitskirche widmet der Autor (nicht anders als schon in der lettischen Fassung) rund ein Fünftel des Textumfangs seines Buches und markiert damit einen gewiss berechtigten Schwerpunkt. Noch ausführlicher als den Orgelbauer Contius stellt Lancmanis in diesem Zusammenhang den 1742 mit der Planung und Errichtung der Kirche beauftragten Johann Christoph Dorn vor und geht der Frage nach, durch welche Vorbilder dessen Entwürfe beeinflusst gewesen sein mögen. Und sogleich wird klar: Dass der Turm der Dreifaltigkeitskirche so sehr an den der Potsdamer Garnisonkirche erinnert, ist keineswegs als Zufall zu deuten; vielmehr drängt sich, da die Wege des gebürtigen Königsbergers Dorn zumindest auch nach Berlin geführt haben müssen, eine Vorbildwirkung jenes 1735 vollendeten Potsdamer Wahrzeichens geradezu auf.

Doch selbst Thesen, die längst als verworfen gelten können, verschweigt der Autor nicht etwa: Dadurch, dass auch sie Erwähnung finden, gestaltet der Buchtext sich womöglich unterhaltsamer, als er es ohne sie wäre. Entsprechendes betrifft beispielsweise den von dem großen Rigaer Architekturforscher Wilhelm Neumann (1849–1919) aufgebrachten und danach unreflektiert in zahlreiche andere Schriften weitergetragenen Gedanken, die Konzeption der Innenausstattung der Libauer Dreifaltigkeitskirche sei eventuell keinem Geringeren als dem berühmten Bartolomeo Francesco Rastrelli zuzuschreiben (S. 90 f.). Neumann hatte dies geäußert, ohne eine besondere Expertenschaft für das 18. Jahrhundert für sich in Anspruch zu nehmen; seine Autorität reichte jedoch so weit, dass ihm auf diesem Gebiet ganz automatisch ähnlicher Kenntnisreichtum unterstellt wurde, wie er ihn auf anderen zweifellos besaß.

Beinahe genauso kurzweilig ist es, Lancmanis in seinen Argumentationen zu folgen, weshalb bestimmte sakrale Kunstobjekte aus ein und derselben Künstlerwerkstatt stammen dürften. Der Autor zeigt sich – zum Beispiel wenn es um den Figurenschmuck an einer Kanzel geht – um stichhaltige und möglichst lückenlose Zuordnungen bemüht, wobei er den Thesen anderer lettischer Kunsthistorikerinnen und -historiker teils dezidiert widerspricht (so dass eine der Aktualisierungsnotwendigkeiten gegenüber der Fassung von 1983 in der Mitberücksichtigung einiger neuerer Publikationen bestand). Indem er hierbei Vergleichsobjekte aus zahlreichen Kirchen im näheren und weiteren Umland Libaus heranzieht, weitet Lancmanis sein Buch stellenweise zu einem kulturgeschichtlichen Streifzug durch das gesamte einstige Herzogtum Kurland aus. Auf den zahlreichen (größtenteils auch in der lettischen Originalausgabe identisch wiederzufindenden)

Abbildungen – immerhin 42 farbigen in der Buchmitte sowie 125 schwarzweißen, die gleichmäßig über den Band verteilt sind – sieht der Leser gleichwohl ausschließlich Gebäude und Kunstgegenstände aus der Stadt selbst.

Lancmanis' primäres Thema sind letztlich aber auch gar nicht so sehr Sakralbauten, sondern vielmehr die so typischen Libauer Wohnhäuser: Mit ihnen beginnen seine Ausführungen zum Zeitalter des Barock, und zu ihnen kehrt er gegen Ende, nachdem das vorwiegend durch die Kirchen repräsentierte Rokokozeitalter abgehandelt und damit die Epoche des Klassizismus erreicht ist, ausgiebig zurück. Ihre charakteristischen Kennzeichen, wie sie sich seit dem 17. Jahrhundert herausgebildet hatten, waren neben steilen Dächern vor allem die mitunter hohen Sockelgeschosse. Deren Prägnanz zum Trotz erschien die Bebauung insgesamt durchweg eingeschossig; erst 1788 entstand in Gestalt eines Schulgebäudes unweit der Dreifaltigkeitskirche Libaus erstes zweistöckiges Haus. Die weitgehende Einschossigkeit der Bausubstanz blieb bis zu den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs stadtbildprägend – zumal eben auch die hölzernen Speicherbauten, von denen die meisten unmittelbar am Hafenskanal standen und leider nur wenige bis heute erhalten sind, in ihrer großen Mehrzahl eingeschossig waren.

Prozentual gesehen haben die Kriegsjahre Libaus Bestand an alten Wohnhäusern genauso drastisch verringert wie die Anzahl der Speichergebäude. Vor diesem Hintergrund konzentriert der Autor seine Darstellung auf Bauten, die noch immer vorhanden oder erst während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus dem Stadtbild verschwunden sind; je nach Kontext wendet er sich vereinzelt aber auch solchen zu, die bereits den letzten Weltkrieg nicht überdauerten. Bei dem, was über das weitere Schicksal einzelner Gebäude seit dem Zeitpunkt der Erstabfassung des Buches angefügt werden kann, fallen die Unterschiede erwartungsgemäß recht einschneidend aus: Es kommt durchaus vor, dass dem Autor ein Haus überhaupt erst im Gefolge zwischenzeitlicher liebevoller Restaurierungsbemühungen erwähnenswert erschienen ist und es daher erst bei der Vorbereitung der deutschen Version nachträglich Eingang in Lancmanis' Text gefunden hat; dies betrifft zum Beispiel das Haus Nr. 53 in der Julianenstraße bzw. heutigen Friča Brīvzemnieka iela (S. 107). Tendenziell häufiger sind jedoch die Fälle, in denen es am Ende der Passage über ein Haus, das schon in der Originalausgabe von 1983 thematisiert worden war, ergänzend heißt, seiner Bauauffälligkeit wegen sei es inzwischen abgetragen worden, ohne dass über seine Wiedererrichtung Gewissheit

bestehe. Häuser, auf die weder das eine noch das andere zutrifft, gibt es freilich ebenfalls. In diesen Fällen wurde am ursprünglichen Text zumeist nichts überarbeitet, sondern nur – in sachlich wie stilistisch rundum überzeugender Qualität – die Übersetzung ins Deutsche vorgenommen.

Auch in dem dreiseitigen Schlusskapitel „Libau, wie es ist und wie es werden kann“ sind der lettische Wortlaut von 1983 und der deutsche von 2007 in überraschendem Maße deckungsgleich. Nur an drei bis vier Stellen haben sich Abweichungen ergeben: Statt von der „Bauhast des Kapitalismus“ ist jetzt, so als gälte es Letzteren zu rehabilitieren, von der „Hast des industriellen Bauens“ die Rede (gemeint ist die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, als erstmals mehrgeschossige Funktionsbauten Teile der traditionellen Alt-Libauer Bebauung verdrängten); das Urteil über die in der Sowjetzeit errichteten Bauten rund um den zentralen Rosenplatz und nördlich davon klingt in der Ursprungsfassung merklich gnädiger als in der Übersetzung; und ein zusätzlich eingeschobener Satz würdigt die punktuellen Erfolge privater Initiative bei der Rettung alter Gebäude durch sinnvolle neue Nutzungen. Allein gelassen sieht der Leser sich unterdessen mit der Frage, ob der von Lancmanis angedeutete Stadtentwicklungsplan, wonach über kurz oder lang ein Ring von Hochhäusern seine Schatten auf die verbliebenen Altstadt-Straßenzüge werfen wird, auch im 21. Jahrhundert nach wie vor so aktuell ist, wie er es Anfang der 1980er Jahre zu sein schien. Die betreffenden Satzinhalte finden sich in der deutschen Fassung nämlich völlig unverändert wieder, so dass der Bezug zu 1983 nicht mehr erkennbar wird und folglich der Eindruck entsteht, mit dem damals skizzierten Hochhäusering-Szenario seien Planungen von heute angesprochen. Oder stimmen die gegenwärtigen planerischen Perspektiven tatsächlich voll mit denen der Sowjetzeit überein? Falls dem wahrhaftig so sein sollte, so wäre gerade dies eine entscheidende Information, die expliziter hätte ausformuliert werden müssen.

Zu den Aussagen, auf die es Lancmanis selbst anzukommen scheint, gehört das mehrmals von ihm gezogene Resümee, dass das, was in Libau geschaffen wurde, zwar stets weit davon entfernt war, mit dem Niveau der großen Metropolen Schritt zu halten, doch dass es gerade angesichts der Art, wie es deren Stil- und Mode-Ideale mit bescheidenen Mitteln nachahmte, erheblichen Eigenwert und Charme besitzt. Wenn der Autor diesen Befund mehr als nur einmal festhält, so hat dies mit der inhaltlichen Bandbreite des Buches zu tun, die neben der Architektur ebenso das örtliche Kunsthandwerk mit einschließt,

und dies bis hin zu den Erzeugnissen der Tischler: Man erfährt also zum Beispiel auch, mit welcherlei Mobiliar ein Libauer Bürgerhaus typischerweise ausgestattet war. Eine Vorstellung hiervon vermittelt Lancmanis anhand einiger Stücke, die heute Exponate des historischen Stadtmuseums sind (welches zu besuchen er somit, auch ohne dies zu betonen, eindeutig empfiehlt).

Das Stichwort ‚Ausstattung‘ leitet abschließend zu der Frage nach Leserfreundlichkeit über, was die Ausstattung des Buches mit etwaigen Anschauungshilfen anbelangt. Foto- oder von Fall zu Fall Gemälde-Ansichten sowie Grundrisszeichnungen vieler der porträtierten Gebäude bot auch die lettische Originalausgabe bereits – neu hinzugekommen ist indes ein eigens angefertigter, mit den einstigen deutschen Straßennamen versehener Innenstadt-Plan, auf dem sämtliche im Buchtext eine Rolle spielenden Wohn- und Speicherhäuser durch ein Nummernsystem auffindbar sind. Lediglich in Bezug auf den Einleitungsteil, in welchem Libaus allmählicher Aufstieg vom 16. bis ins 18. Jahrhundert im Lichte der mehrfachen Hafenerweiterung betrachtet wird, versagt dieser Plan als Orientierungshilfe zunächst, da der gewählte Ausschnitt zu klein ist.

Dass eine derart umfassende, jedenfalls weit über bloße Eckdaten wie die späte Stadtrechtsverleihung (1625) hinausreichende historisch-topografische Einführung mitgeliefert wird, verdient wiederum Lob – wie so vieles an diesem Buch: Ausdrücklich zu loben ist nicht zuletzt die gute Endredaktion, die der Text erfahren hat. Denn bis auf S. 105 muss ein spitzfindiger Rezensent seine Lektüre vorantreiben, um ein wirklich nur einziges Mal, wie es scheint, eine Seite vor sich zu haben, auf der es für ihn gleich mehrere kleine Versehen zu entdecken gibt.

Andreas Fülberth, Kiel

**Lemberg, hrsg. v. Alois Woldan. Klagenfurt/Celovec: Wieser Verlag 2008, 292 S. (Europa Erlesen).**

In der Reihe „Europa Erlesen“ erschien im Jahr 2008 mit dem Band „Lemberg“ eine Anthologie literarischer Texte, die sich einer der interessantesten und traditionsreichsten Städte auf der Kultur- und Literaturkarte Europas widmen. Vor über zehn Jahren gegründet, sind hier in ähnlicher Form inzwischen mehr als 140 Titel veröffentlicht. Das Motto des Herausgebers war, wie der Verleger Lojze Wieser im *Ante scriptum* zur Reihe „Europa Erlesen“ schreibt, „Europa kennen. Europa erkennen“. Die Bände stellen jedoch keine gewöhnlichen

Städte- und Touristenführer dar, in denen Sehenswürdigkeiten beschrieben, Spaziergänge vorgeschlagen und darüber hinaus Hotels, Restaurants und Einkaufszentren empfohlen werden; diese Bücher führen den Leser an europäische Literaturschauplätze und bringen ihm somit Orte und Regionen aus geschichtlicher und kultureller Perspektive näher.

Die Erscheinungsreihenfolge der einzelnen Bände darf nicht als ein *Ranking* angesehen werden, dennoch ist nach über 140 Bänden Lemberg eher überfällig. Warum musste man so lange warten, worin lag die Schwierigkeit? Oder mangelte es an Interesse? Es gibt eine Reihe von Gründen. Tatsächlich stellt der Versuch, den vergangenen Glanz Lembergs zu rekonstruieren, ein besonders komplexes und feinfühliges Unternehmen dar, denn

- das kulturelle Leben war von besonderer Vielfalt und Einzigartigkeit,
- wichtiges Quellenmaterial verteilt sich mindestens auf fünf Sprachen,
- der undurchsichtige und wechselhafte Gebrauch von Ortsnamen erschwert den Zugang zu Geografie und Geschichte der Region,
- vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis in die postkommunistische Zeit hinein waren Stadt- und Archivmaterial unzugänglich, und
- zugleich war die Stadt ihres kulturellen Erbes beraubt.

Erst in jüngster Geschichte erlebte Lemberg eine Öffnung und manches Quellenmaterial wurde für die Forschung erneut zugänglich. Wer sich mit dieser Stadt beschäftigen wollte, musste vieles berücksichtigen und einiges in Kauf nehmen.

Dieser Aufgabe hat sich der Wiener Slavist und Kenner der osteuropäischen Geschichte und Kultur Alois Woldan angenommen und den hier besprochenen Band zusammengestellt. Das Buch enthält insgesamt 77 Texte von 54 Autoren sowie ein Nachwort und einen Quellenachweis.

Hervorgehoben sei die Tatsache, dass die Mehrzahl der hier präsentierten Texte vom Herausgeber selbst im Rahmen der Vorbereitung erstmalig übersetzt wurde. Das Spektrum der von Woldan ausgewählten Beiträge stammt aus dem 16. Jahrhundert bis heute und umfasst neben Romanauszügen und Gedichten auch Reiseschilderungen. Darüber hinaus wird durch das gesammelte Material auch die vorhandene sprachliche Vielfalt repräsentiert – Deutsch, Polnisch, Ukrainisch, Jiddisch und Latein. Dies drückt wiederum unterschiedliche Wahrnehmungsperspektiven der Stadt aus. Als Kompositionsprinzip wählte Woldan die Collage – die einzelnen Texte haben „ihre

Bedeutung für sich. Sie erlangen aber in der Korrelation und Konfrontation mit dem Umfeld, in ihrer Um- und Neudeutung in einem größeren Rahmen, ihre volle Bedeutung“ (S. 279).

Im Nachwort weist der Herausgeber auf einige der Schwierigkeiten hin, die auf denjenigen zukommen, der sich mit den Städten Ostmitteleuropas beschäftigt, angefangen bei den Ortsnamen: Unterschiedliche Quellen belegen gleiche Orte mit verschiedenen Ortsnamen. Dass dies zu einem ernsthaften Problem werden kann, stellte u.a. der englische Historiker Norman Davis in seinem Buch zur Geschichte Polens „*God's Playground. A History of Poland*“ (1982) bereits fest. Die Tatsache, dass die Ortschaften Ostmitteleuropas über mehrere Namen verfügen, sei für einen Engländer, der die Geschichte dieser Region nicht kenne, schwer zu verstehen. Er müsse zur Kenntnis nehmen, dass Leopolis, Léopol, Lemberg, Lemberik, Lwów oder Lwiw Bezeichnungen für ein und dieselbe Stadt sind.<sup>1</sup> Ähnliches gilt für andere Städte Ostmitteleuropas wie Breslau, Danzig oder Königsberg, deren Bezeichnung aufgrund der ereignisreichen Geschichte in diesem Teil Europas mehrmals wechselte, wenn sprachliche Mehrheitsverhältnisse sich änderten und damit einhergehend politische Verhältnisse, Machtstrukturen und Interessen. Bei den meisten Ortsnamenvarianten handelt es sich lediglich um offizielle Bezeichnungen in den verschiedenen in der Region gesprochenen Sprachen. Umbenennungen, d.h. die Vergabe gänzlich neuer Ortsnamen, waren die Ausnahme.

Wie soll man folglich eine solche Stadt beschreiben? Das von Woldan für sein Buch gewählte Prinzip erweist sich unter Berücksichtigung der genannten Umstände als tragfähig. Am Anfang werden dem Leser das Stadtwappen von Lemberg zusammen mit einigen Wappensprüchen und topografischen Beschreibungen der Stadt präsentiert. Es wird u.a. erklärt, dass die Stadt „das Zeichen eines Fürsten gleichen Namens“ trage und urkundlich zum ersten Mal 1255 in der Galizischen Chronik erwähnt worden sei. Der Stadtbeschreibung von Iwan Krypjakewytsch „*Das alte Lwiw*“ werden die „*Topographia Civitatis Leopolitanae*“ von Jan Alnpek und die anonym erschienene „*Lamentio oder Rede an seine Majestät den König*“ gegenübergestellt. Als eine wichtige und gelungene Ergänzung dazu dienen einige lyrische Texte, die die Stadt preisen. Es werden also nicht nur dem Genre, son-

---

<sup>1</sup> Vgl. Norman Davis, *God's Playground. A History of Poland*. Vol. 2, Columbia 1982, S. 492-538.

dern auch der zeitlichen Perspektive nach unterschiedliche Einblicke in Lembergs Geschichte und Kultur gegeben.

Auf dieselbe Weise wird auch eines der wichtigen Ereignisse in der Geschichte der Stadt behandelt: die Belagerung Lembergs von Bogdan Chmielnicki, der im Jahr 1648 mit den vereinigten Armeen der Kosaken und der Tataren vor den Mauern der Stadt erschien. Geschildert wird dies in den Texten von Ludwik Kubala „Die Belagerung Lembergs im Jahre 1648“, Alexander von Czołowski „Die Erstürmung der ‚Hohen Burg‘ in Lemberg im Jahre 1648“ und in einem lyrischen Text von Markijan Schaschkewytsch „Als Chmelnyzkyj Lemberg belagerte (In der Weise eines Volkslieds)“. Es sind genaue Beschreibungen von Kampfhandlungen, die aber auch persönliche Kommentare der Autoren zu der heldenhaften Verteidigung der Stadt vor dem Feind enthalten.

Außerdem wählt Woldan für seine Präsentation Lembergs einige für die Stadt wichtige und markante Objekte: Gebäude, Stadtviertel, Straßen oder Parks, und ordnet ihnen Beschreibungen von Vertretern unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen aus mehreren Zeitperioden zu. Dank dieser Vorgehensweise entsteht ein Kaleidoskop von Stadtbildern, die durch ihre Heterogenität Lembergs geschichtliche Veränderungen bezeugen. Es ist eine Stadt im ständigen Wandel. Bei einer genaueren Analyse stellt sich heraus, dass einige der dargebotenen Bilder von einzelnen Bevölkerungsgruppen beansprucht werden, wie z.B. die Georgskathedrale (oder auch der hl. Jur) und die Walachische oder Himmelfahrtskathedrale von den Ukrainern, die Domkirche, Jesuitenkirche und das Hotel George von den Polen, die Synagoge „Die goldene Rose“ von den Juden und die armenische Kathedrale von den Armeniern, um nur einige Beispiele zu nennen. Es gibt aber auch Objekte, die mehreren kulturellen Traditionen angehören, wie z.B. das Hohe Schloss, das in den Texten von Stanisław Lem „Das Hohe Schloss“, Zbigniew Herbert „Das Hohe Schloss“, Juri Andruchowytsh „Mitternächtlicher Flug vom Hohen Schloss“ thematisiert wird. Infolge dessen wird die Stadt in den Texten jeweils in der Sprache der sie bewohnenden Völker genannt: Lwiw, Lwów, Lemberik oder Lemberg.

In dieser Anthologie wird oft aus einer persönlichen Perspektive berichtet. Der Herausgeber lässt eine Vielzahl von Autoren aus mehreren Epochen zu Wort kommen, sie sprechen verschiedene Sprachen, vertreten verschiedene Kulturen und repräsentieren unterschiedliche Standpunkte: Joseph Rohrer, Johann Georg Kohl, Joseph Roth, Andrzej Kuśniewicz, Jerzy Wittlin, Kornel Makuszyński, Grigori Kom-

ski, Larysa I. Kruschelnyszka oder Timofij Hawryliw. Der Leser verdankt ihnen die Möglichkeit, die Stadt als ein vielfältiges Konstrukt erleben zu dürfen. Das heutige Lemberg ist eine postkommunistische Stadt mit multiethnischer Vergangenheit, die nach dem Zweiten Weltkrieg ihre staatliche Zugehörigkeit änderte, aber gleichzeitig ihre ehemalige Bedeutung als ein kulturelles und wissenschaftliches Zentrum Ostmitteleuropas verlor. Die weltoffene, fortschrittliche, kulturelle Tradition dieser Stadt lebt weiter in den Texten jüngerer Autoren, wie sie in dem Band von Woldan zahlreich vertreten sind.

„Städte haben viele Gesichter, viele Launen, tausend Richtungen, bunte Ziele, düstere Geheimnisse, heitere Geheimnisse. Städte verbergen viel und offenbaren viel, jede ist eine Einheit, jede eine Vielheit (...)“,<sup>2</sup> schrieb Joseph Roth 1924 in seiner „Reise durch Galizien“. Woldan zeigt in seinem Buch viele Gesichter und Geheimnisse Lembergs und rekonstruiert die ereignisreiche Geschichte dieser Stadt und ihrer Bewohner. Neben der Darstellung der heutigen Stadt wird auch eine Reise in die Vergangenheit unternommen. In Lemberg scheint sich alles zu vermischen: ost- und westeuropäische Einflüsse, Nationalismus mit Multikulturalität, Wirklichkeit mit Phantasie und vor allem Geschichte mit Gegenwart. In Lemberg entdeckt man merkwürdige architektonische, kulturelle und politische Kontraste. Um erneut Joseph Roth zu zitieren: „Es ist die Stadt der verwischten Grenzen.“<sup>3</sup>

Die Anthologie stellt eine gelungene Sammlung von aufschlussreichen und interessanten Texten aus und über Lemberg dar. Das Buch wurde sorgfältig vorbereitet, die Reihenfolge der Beiträge gründlich durchdacht. Es ist ein empfehlenswerter und informativer, auf einem hohen editorischen Niveau herausgegebener Band, der hoffentlich viele Leser findet und sie zur weiteren Beschäftigung mit Lembergs Geschichte inspirieren wird.

Janina Gesche, Stockholm

---

<sup>2</sup> Joseph Roth, *Reise durch Galizien*, hier zit. nach: *Lemberg*, hrsg. v. Alois Woldan. Klagenfurt/Celovec. 2008 (Europa Erlesen), S. 140.

<sup>3</sup> Ebenda, S. 146.

**Peter Longerich, Heinrich Himmler. Biographie. München: Siedler Verlag 2008, 1035 S., Abb.**

Die vorzustellende Biografie belegt auch den historiografischen Wandel der vergangenen Jahrzehnte. In den 70er Jahren, in denen Struktur- und Sozialgeschichte die Methodendiskussion beherrschten, hätte der Biograf aus einer defensiven Position heraus seinen ‚veralteten‘ Ansatz erklären müssen. Bei Peter Longerich liest man dagegen (S. 9): „Diese Fähigkeit Himmlers, Weltanschauung und Machtanspruch durch immer neue umfassende Aufgabenstellungen für seine SS auf höchst effiziente Weise miteinander zu verknüpfen, macht vor allem eines deutlich: Der biographische Zugang ist der einzig adäquate Weg, die Geschichte der SS in allen ihren Facetten zu begreifen und zu erklären. Ohne den Mann an ihrer Spitze lässt sich diese heterogene, ständig expandierende und sich radikalisierte Organisation nicht umfassend erschließen.“ Damit soll aber keineswegs einer ausschließlichen Fixierung auf die Persönlichkeit das Wort geredet werden (S. 12 f.): „Worum es (...) geht, ist eine sinnvolle Verbindung von Biographie und Strukturgeschichte; wenn dabei der Strukturgeschichte im Laufe der Lebensjahre unseres Protagonisten ein immer größeres Gewicht beigemessen wird, so ist diese methodische und narrative Gewichtsverlagerung die logische Konsequenz aus der geschilderten wachsenden Verschmelzung von Amt und Person.“ Wie zu zeigen sein wird, hat der Autor damit treffend sein Vorgehen beschrieben.

In den Kapiteln zur Jugend Heinrich Himmlers gelingt Longerich die Zeichnung eines kontaktarmen, unsicheren Mannes, der an Minderwertigkeitskomplexen leidet und sich in Scheinwelten flüchtet: „Die Verdrängung des Themas Sexualität durch die Beschwörung von Männlichkeit, Heldentum und Gewalt, die Autosuggestion, als prädestinierter einsamer Held und Kämpfer keine Bindungen eingehen zu dürfen, zieht sich wie ein roter Faden durch die Tagebuchaufzeichnungen.“ (S. 58) Unter diesen Umständen lag es nahe, dass sich der Student der Landwirtschaft im paramilitärischen Milieu Münchens umtat und so Ernst Röhm kennen lernte. Dennoch kommt Himmlers Wende zum Rechtsradikalismus für den Leser etwas überraschend, denn dem Biografen fehlen für die entscheidende Phase zwischen Sommer 1922 und Anfang 1924 zentrale Quellen wie die Tagebuchaufzeichnungen. Deswegen wird wohl auch der 9. November 1923 unerwartet kurz und nichtssagend abgehandelt. Der ‚neue‘ Himmler ist jedenfalls bereits ein überzeugter Nationalsozia-

list. An der Seite von Gregor Strasser beginnt sein Aufstieg zum stellvertretenden Reichspropagandaleiter und ‚Agrarexperten‘ der Partei. Die Tätigkeit als Organisator von Veranstaltungen mit Parteiprominenz dürfte den Ausschlag gegeben haben für diejenige Funktion, in die Heinrich Himmler in die Geschichte eingegangen ist: Schon seit September 1927 war er stellvertretender Reichsführer-SS, bevor er im Januar 1929 zum Chef der Schutzstaffel ernannt wurde. Ursprünglich zum Schutz von Versammlungen der Partei und Hitler persönlich gedacht, entwickelte sich die SS unter Himmler sowohl zu einer Mord- und Terrororganisation als auch zur ‚schwarzen‘ Elite des Dritten Reiches. Longerich kommentiert die Personalpolitik vor der ‚Machtergreifung‘ (S. 145): „Mit bemerkenswert sicherem Gespür hatte Himmler Männer um sich versammelt, die zwar seinen hochgesteckten Idealen für die SS so wenig entsprachen wie er selbst, deren Loyalität er sich aber sicher sein konnte.“

Mit der ‚Machtergreifung‘ stand der Autor vor der Frage, wie er den schier unendlichen Stoff gliedern sollte. Im Abschnitt „Im Dritten Reich“ (S. 155-261) wird vor allem die Machtausdehnung im Bereich der Polizei geschildert, die im Juni 1936 in der Ernennung des Reichsführers-SS zum Chef der deutschen Polizei gipfelte. Die Verschmelzung von Polizei und SS zu einem ‚Staatsschutzkorps‘ war das Ziel, das Himmler und seinem Helfer Heydrich vorschwebte. Die polizeilichen Befugnisse Himmlers haben aus einleuchtenden Gründen seit langem die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen, so dass Longerich im Wesentlichen eine flüssig geschriebene Darstellung des Aufstieges Himmlers, der sich gegen seine Konkurrenten Hermann Göring und Wilhelm Frick durchsetzen konnte, vorlegt. Völlig zu Recht weist der Autor aber auch auf die Grenzen dieser Macht hin (S. 204): „Ausschlaggebend für diesen Erfolg war Hitlers ureigenstes Interesse an dieser Konstruktion: Der ihm als Reichsführer-SS direkt unterstellte Himmler bot die Garantie dafür, mit Hilfe einer aus der Innenverwaltung herausgelösten, ansonsten jedoch nach den Grundsätzen preußischer Bürokratie perfekt arbeitenden und disziplinierten Behörde jederzeit und gegen jedermann ganz nach Belieben der Regimespitze eingreifen zu können ...“

Im dritten Hauptteil widmet sich der Autor dem „Orden“ (S. 263-395), also der Binnenstruktur der SS, die vor allem durch Himmlers patriarchalisches Führungsverständnis geprägt wurde. Der Reichsführer-SS verstand sich als Erzieher seiner Männer im umfassenden Sinn. Hieraus ergibt sich zwangsläufig eine ubiquitäre Zuständigkeit, wie sie immer wieder in Himmlers Erlassen zum Ausdruck kommt: Es

gab nichts im Leben seiner Männer, was der Reichsführer nicht zu reglementieren, beeinflussen und zu kommentieren suchte. Geradezu obsessiv erscheinen seine Empfehlungen in Ehe- und Familienfragen (S. 365-395).

Der nächste Abschnitt behandelt die erste Phase des Zweiten Weltkriegs, in der Himmler zwischen „Ambition und Enttäuschung“ schwankte (S. 397-529). Allerdings bedarf diese Einteilung einer Erklärung, da die neuere Forschung in letzter Zeit sehr stark die Kontinuität des rassistischen Vernichtungskrieges zwischen Polenfeldzug 1939 und dem Überfall auf die Sowjetunion 1941 betont. So erkennt Longerich völlig zu Recht die Chance, die die Entfesselung des Zweiten Weltkrieges Himmler bot (Stichwort: Staatsschutzkorps, Waffen-SS und Siedlungspolitik), und geht ausführlich auf die von der SS in Polen verübten Morde ein (S. 440-448). Der Autor hebt dabei klar hervor, dass trotz einer bereits erfolgten verbalen Radikalisierung „von einer systematischen Ermordung der jüdischen Bevölkerung noch keine Rede“ (S. 447) sein könne. Vielmehr habe Himmler zum Jahreswechsel 1939/40 unter ‚Endlösung‘ noch die Ghettoisierung und Vertreibung der Juden verstanden. Zugleich weist er auf die Grenzen der Macht hin, denn vor allem in West- und Nordeuropa sei Himmler „nicht überall so zum Zuge gekommen, wie er es sich vorgestellt hatte, und mit seinem gigantischen Umsiedlungsprogramm in Polen war er stecken geblieben“ (S. 766). Stimmgig ist das Bild, das Longerich von der Ausweitung der Morde in den ersten Tagen des ‚Unternehmens Barbarossa‘, des Überfalls auf die Sowjetunion, entwirft. „Immer wieder bestätigt sich das gleiche Bild. Die schrittweise Einbeziehung immer neuer Opfergruppen in die Erschießungen geschah nicht auf einen einzigen und vollkommen eindeutigen Befehl Himmlers hin, sondern es handelte sich um einen längeren Prozess, in dem die Einheitsführer allmählich an ihre grausame Tätigkeit herangeführt, ja geradezu zu Massenmördern erzogen wurden.“ (S. 550) Auch beim letzten Schritt vom Massenmord zur ‚Endlösung‘ zeigt der Autor nicht nur die Komplexität der Entscheidungsfindung auf („Vorgaben von oben, Initiativen von unten“ – S. 559), sondern lässt auch an der Funktion seines Protagonisten keinen Zweifel (S. 560): „Himmler spielte in diesem Komplex eine Schlüsselrolle: In ständiger Abstimmung mit Hitler erteilte er in dessen Namen Befehle, gab Anregungen, förderte Initiativen.“ Die letzten Kapitel widmen sich der „Europaweiten Schreckensherrschaft“ (S. 637) und geben einen Einblick in die Siedlungs- und Germanisierungspolitik (S. 595-620), die „Rekrutierungen für die Waffen-SS“ (S. 621-636) und die so ge-

nannte ‚Bandenbekämpfung‘ (S. 646-663). Den Auftakt des letzten erzählerischen Abschnittes („Zusammenbruch“ – S. 717-757) bildet der 20. Juli 1944, der auch zu der größten Machtzusammenballung in den Händen Himmlers führte. Longerich fasst die Quintessenz dieser abschließenden Passagen in einer treffenden Kapitelüberschrift zusammen: „Bis zum Schluss: Terror und Massenmord“ (S. 725).

Die Stärken des beeindruckenden Buches liegen vor allem in den eher unbekanntem Lebensabschnitten Himmlers und in den aus ihnen abgeleiteten Handlungsmotivationen und -überzeugungen des Protagonisten. Hier setzt Longerich auch Akzente durch die Erzähltiefe, während die letzten Kriegsjahre ab ca. 1942 eher cursorisch abgehandelt werden. So bietet das Buch für den Fachmann vor allem in den ‚biografischen‘ Teilen interessante Einsichten, während der ‚strukturgeschichtliche‘ Teil vor allem für historisch Interessierte zu empfehlen ist, bietet er doch – über die Täterbiografie hinausgehend – fast eine Gesamtdarstellung des Holocaust.

Joachim Tauber, Lüneburg

**Klaus-Michael Mallmann, Jochen Böhrer u. Jürgen Matthäus, Einsatzgruppen in Polen. Darstellung und Dokumentation, hrsg. im Auftrag des Deutschen Historischen Instituts Warschau und der Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2008, 256 S. (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart. 12).**

Es ist ungewöhnlich, dass drei Historiker zusammen ein Buch schreiben, aber vielleicht erfordern das Thema und der „eher bescheidene Forschungsstand“ (S. 7) ein solches Vorgehen. Denn im Vergleich zu ihren ‚Nachfolgern‘ in der Sowjetunion ist über die Einsatzgruppen in Polen zwischen September 1939 und Sommer 1941 in der Tat nur sehr wenig geforscht und publiziert worden, obwohl ihre Bedeutung relativ klar auf der Hand liegt: Die „Dynamisierung der Gewalt“ (S. 7), die dann in der Sowjetunion zu Massenmorden an Hunderttausenden Menschen eskalierte, begann mit den Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD im Generalgouvernement.

Der Band bietet neben der Darstellung einen umfassenden Quellenteil, so dass sich der Leser ein unmittelbares Bild von den Vorgängen machen kann. Der Textteil beginnt mit einer historiografischen Einführung, in der vor allem der schlechte Forschungsstand verdeut-

licht wird, um dann relativ rasch die Organisation und vor allem das Personal der Einsatzgruppen vorzustellen (S. 15-46). Die zahlreichen Kurzbiografien der Täter bieten einen Einblick in die nationalsozialistische Sozialisation auf mittlerer Ebene, wobei, obwohl ja schon lange bekannt, der übermäßig hohe Anteil an Juristen frappierend ist. Hervorzuheben ist die überzeugende Analyse des biografischen Profils, das sich in den *vitae* abzeichnet (S. 42-46): „(...) sie waren alles andere als angepaßte Funktionäre ohne eigene Überzeugung. In erster Linie wünschten sie das Dritte Reich, wollten es in Theorie und Praxis entwerfen und exekutieren.“ Wichtig erscheint, vor allem im Hinblick auf die spätere Praxis der Einsatzgruppen in der Sowjetunion, auch der Hinweis, dass diese Männer in Polen den Rubikon hinsichtlich einer exzessiven Gewaltanwendung, den „Mord auf freiem Feld“ (S. 45), überschritten. Ein Überblick über die Marschwege der Einheiten schließt den ersten Teil der Darstellung ab.

Unter der Überschrift „Verselbständigung und Eskalation“ (S. 54-69) geht es um die Befehlsgebung der Einsatzgruppen (ein für den Überfall auf die Sowjetunion bis heute kontrovers diskutiertes Thema) und die Radikalisierung während des Feldzuges. Im Gegensatz zu 1941 stand auch das Verhalten der Wehrmacht, in der sich immerhin noch bei manchen Offizieren Widerspruch gegen die Massenexekutionen regte. Allerdings erfolgte die Kapitulation der Wehrmachtführung (S. 59-65), die die Autoren in bitteren, aber zutreffenden Worten schildern, umgehend (S. 62): „(...) hatte das Heer – und mit ihm der Geist des selbständig handelnden, rechtsgebundenen preußischen Offiziers – abgedankt. Sein Oberbefehlshaber hatte eine tendenziell auf Massenmord hinauslaufende Entscheidung des Diktators abgenickt und seinen Kommandeuren in Polen die Augen vor deren Konsequenzen verschlossen.“ Unter „Dispositionen und Mentalitäten“ (S. 69-80) werden einzelne Akteure und ihre Handlungen vorgestellt, bevor unter der Rubrik „Realgeschichte“ (S. 80-88) Aktionen der Einsatzgruppen, soweit quellenmäßig rekonstruierbar, geschildert werden.

Von besonderem Interesse ist der Abschnitt „Radikalisierung im Vergleich: 1939 und 1941“ (S. 88-99). Die Feststellung der Autoren, der Unterschied sei weniger bei den Einsatzgruppen als in der Rolle der Wehrmacht zu suchen, die 1941 als „aktive[r] Komplize und aktive[r] Teilnehmer“ (S. 91) zu bezeichnen sei, ist sicherlich zutreffend. Wichtiger erscheint indes, dass das Judentum nun in den Mittelpunkt der Feindideologie rückte: „Dieses Zusammenfallen der zentralen Feindbilder – Judentum und Kommunismus –, ihre wechselseitige

Überlagerung, Durchdringung und Verstärkung verliehen dem Radikalisierungsprozess 1941 jene spezifische Dynamik, die dem von 1939 noch weitgehend gefehlt hatte.“ (S. 92) Ein kurzer Abschnitt über die Umwandlung der Einsatzgruppen in stationäre Dienststellen und die juristische Nichtahndung der Verbrechen der Einsatzgruppen nach 1945 beschließt den darstellenden Teil.

128 Dokumente bilden den zweiten Teil des Buches. Dabei haben die Autoren nicht nur Primärquellen aus dem RSHA (Reichssicherheitshauptamt) oder aus Berichten der Einsatzgruppen publiziert, sondern auch Zeugenaussagen und Vernehmungsprotokolle polnischer und (bundes-)deutscher Herkunft. Aus der Gegenüberstellung von Täterprotokollen und Opferaussagen ergibt sich die besondere Aussagekraft des publizierten Materials, das in der Tat für sich spricht.

Auch aufgrund des Dokumentenanhangs wird man den Autoren nicht widersprechen wollen, wenn sie dem vorliegenden Buch die „Funktion eines Handbuches“ (S. 7) zusprechen. Tatsächlich handelt es sich um ein Referenzwerk für die Morde der Einsatzgruppen in Polen, das einen neuen Forschungsstand erschließt. Das Fazit des Rezensenten fällt nichts zuletzt auch deswegen positiv aus, weil sich die Autoren an die „bewährten Regeln der alten Rechtsschreibung“ (S. 8) halten. Nicht zuletzt dafür gebührt ihnen Dank.

Joachim Tauber, Lüneburg

**Felix Münch, Diskriminierung durch Geschichte? Der Deutungsstreit um den „Bronzenen Soldaten“ im postsowjetischen Estland. Marburg: Tectum Verlag 2008, 145 S.**

In unserer medialen Welt war vorauszusehen, was hängen bleiben würde von jenen zwei tumultartigen Tallinner Nächten im April 2007: Ein Soldatendenkmal der Roten Armee wird an den Rand des Zentrums verlegt, woraufhin sich Russen und Esten auf den Straßen der Stadt gegenüberstanden. Eventuell erinnert man sich nach einigem Nachdenken dann noch an die Folgeerscheinungen in Moskau, wo die estnische Botschafterin von organisierten Jugendlichen attackiert und ihre Botschaft tagelang belagert wurde, woraufhin sich die EU mehr oder weniger deutlich hinter Tallinn stellte. Wie seine beiden südlichen Nachbarn ist Estland in der Wahrnehmung der übrigen EU-Mitglieder ein Land, das gern auf seine konfliktreiche Beziehung zu Moskau reduziert wird (woran die Tallinner Regierung freilich nicht unschuldig ist). Das Buch von Felix Münch, das zahl-

reiche „modische“ Begrifflichkeiten wie „Erinnerungskultur“ oder „Geschichtspolitik“, die erst am Ende des Buches eingeführt werden, mit einer grundsätzlich journalistischen, erzählenden Darstellung des „Kriegs der Denkmäler“ zu verbinden versucht, wird an der schematischen (und bequemen) Auffassung der Ereignisse wenig ändern. Man könnte differenzierter urteilen und darauf hinweisen, dass das Denkmal auf einen tatsächlich würdigen und zugleich zumindest symbolisch zentralen Ort verlegt wurde – und seine Umsetzung eben nicht zu russisch-estnischen Straßenschlachten führte. Zudem haben sich Russen und Esten im Anschluss an die Demonstrationen in den von der Polizei ungeschützten Innenstadtreionen einen Wettkampf darin geliefert, wer mehr Schaufenster plündert. Mit „Geschichtspolitik“ hatte dies aber schon nichts mehr zu tun.

So willkommen ein deutschsprachiges Buch zu dem Thema des „Bronzenen Soldaten“ und den historischen und geschichtspolitischen Debatten in Estland auch für den breiten Leserkreis sein mag, so sehr erkennt man hier, dass es sich um einen Text handelt, der besser noch einmal hätte überarbeitet werden sollen. Über genügend Kenntnisse verfügt der Verfasser, der offenbar auch sprachlich im Lande zurechtkommt, durchaus; leider bleibt die Analyse doch an der Oberfläche. Natürlich kann man die Aktionen der Regierung von Ministerpräsident Ansip pauschal als „verantwortungslos“ bezeichnen (S. 119) – der Rezensent ist weit davon entfernt, ihnen zu applaudieren. Angesichts Ansips Schwindel erregender Popularitätswerte im Anschluss an die Aktion jedoch bedeutet dies nichts anders, als mehr als zwei Drittel der Bevölkerung „verantwortungslos“ zu nennen. Hier braucht man wahrscheinlich detailliertere Untersuchungen über politische Meinungsbildungsprozesse in Estland. Was steckte hinter dieser Begeisterung der Bürger für diese im estnischen Kontext kaum umstrittene Aktion? Blanker Populismus? Ansips Manipulation? Oder doch eine irgendwo tief im historischen Bewusstsein gespeicherte Xenophobie, wie sie kürzlich auch Anton Weiss-Wendt in Bezug auf den estnischen Antisemitismus konstatiert hat?<sup>1</sup>

Einige weitere Ungenauigkeiten mögen erläutern, warum der Rezensent gerne eine Überarbeitung des Buches sähe. Ausgewählte ältere Zitate aus der Fachliteratur über die Funktion von „Denkmalschleifungen“ und die damit verbundene „Demontage von Geschichte“ (S. 103) wirken etwas deplatziert, wenn es um eine Denkmalsverle-

---

<sup>1</sup> Anton Weiss-Wendt, Why the Holocaust does not matter to Estonians, in: Journal of Baltic Studies 39 (2008), S. 475-497.

gung in einen adäquaten räumlichen Kontext geht. Diese hat zudem den Soldaten keineswegs von seiner Aussage befreit, wie wir gleich darauf lesen (S. 104). Zwar ist er im politischen Sinne tatsächlich marginalisiert worden, doch kann er am neuen Ort neue Wirkungskraft entfalten: Während er im Stadtzentrum die antagonistischen semantischen Felder „Befreiung“ und „Besetzung“ bedienen musste, darf er auf dem zentralen Militärfriedhof eigentlich erstmals als Symbol der Trauer gelten. Die vom estnischen Historiker Marek Tamm genutzte Formulierung des „großen Freiheitskampf der Esten“ als prägendes Narrativ des heutigen estnischen Geschichtsbilds<sup>2</sup> hat mehr mit den aus der Kulturtheorie bekannten „Großen Erzählungen“ zu tun als mit dem „Großen Vaterländischen Krieg“, wie Münch meint (S. 59, Anm. 62). Dass der bei den Tallinner Unruhen im April 2007 zu Tode gekommene, in Estland ansässige russische Staatsbürger Dmitrii Granin „als erster Toter in Auseinandersetzungen zwischen der Staatsmacht in Estland und der Bevölkerung in die Geschichte“ eingegangen sei (S. 48, Anm. 50), unterstellt die Schuld von Polizisten an diesem Unglück, was nur als Spekulation bezeichnet werden kann. Zudem unterschlägt Münch den die Lage zusätzlich komplizierenden Umstand, dass sich am Tõnismägi, dem alten Standort des Denkmals – der auf S. 31 fälschlicherweise mit dem Domberg gleichgesetzt wird –, „Rossija, Rossija“ skandierende Demonstranten und russischstämmige Polizisten Aug in Aug gegenüberstanden, wobei die Letzteren anhand ihrer Namensschilder unschwer zu erkennen waren.

Der Aufbau der Arbeit hapert nicht nur daran, dass, wie erwähnt, wesentliche Begriffe für die Analyse des Geschehens erst am Ende des Buches erläutert werden (auch wenn das Geschmackssache ist). Der darstellende Teil beschränkt sich zudem großteils auf ein isoliertes Bild von Estland und seinem „Krieg der Denkmäler“, welches deshalb unvollständig ist, weil Geschichtspolitik in Estland (wie in Lettland und Litauen) immer auch im Kontext der vermeintlichen Verteidigung des Eigenen gegenüber den Insinuationen des großen Nachbarn im Osten gesehen werden sollte (was in den Augen des Rezensenten als ein wesentliches Erbe aus der Sowjetzeit angesehen werden muss,

---

<sup>2</sup> Marek Tamm, *Eestlaste suur vabadusvõitlus: järjepidevus ja kordumine Eesti ajaloomälus* [Der große Freiheitskampf der Esten: Kontinuität und Wiederholung im estnischen historischen Gedächtnis], in: *Riigikogu toimetised* (2007), Nr. 16, S. 9-19, [www.riigikogu.ee/rito/?id=10463](http://www.riigikogu.ee/rito/?id=10463) [letzter Zugriff: 6.7.2009]; ders., *History as Cultural Memory: Mnemohistory and the Construction of the Estonian Nation*, in: *Journal of Baltic Studies* 39 (2008), S. 499-516.

welches sich in Dialogunfähigkeit äußert und mögliche Differenzierungen des estnischen Selbstbildes lähmt). So tritt in Münchs Darstellung ein so wesentlicher Akteur im Drama um den „Bronzenen Soldaten“ wie die Russische Föderation in Form der Jugendorganisation „Naši“ erst in dem Moment auf, in dem in Moskau die estnische Botschaft besetzt wird, ohne dass dem Leser sogleich die Hintergründe dieses gegen internationales Recht verstoßenden Aktes klar werden. Weitgehend ausgeblendet wird ebenso der ganze Komplex der russischen Verleumdung der baltischen Staaten als „faschistisch“, wofür Münch z.B. in Büchern wie dem von Michail Kraysin über den „baltischen Faschismus“ viel propagandistisches Anschauungsmaterial erhalten hätte.<sup>3</sup> In diesem Zusammenhang hätte man sich auch eine Historisierung der gern in Russland gebrauchten „SS-Keule“ gewünscht, der zufolge jeder Balte, der in die Waffen-SS eintrat, unbedingter Nazi gewesen sei.

Münchs historische Auslassungen sind ohnehin keine Hilfe, was angesichts seines Themas doch erstaunt. Ein wenig Sorgfalt im Wortgebrauch hätte da nicht geschadet, wo es heißt, Estland sei „1940 von der Sowjetunion annektiert und besetzt“ worden, wobei es eigentlich „besetzt und annektiert“ heißen müsste, wollte man der Chronologie zu ihrem Recht verhelfen. Auch sind 1941 nicht „10 000 Esten“ nach Sibirien deportiert worden, sondern höchstens „Einwohner Estlands“, denn hierunter befanden sich auch Russen und Juden. Zum Jahr 1945 von einem „beinahe monoethnische(n) estnische(n) Staat“ zu sprechen, stimmt zwar in Hinsicht auf die durch Flucht, Deportation und Kriegseinwirkung arg reduzierte Bevölkerungszusammensetzung, doch war der „estnische Staat“ zum Leidwesen estnischer Nationalisten zu diesem Zeitpunkt bereits wieder höchstens Sowjetrepublik (S. 95 ff.). Es sind vermeidbare Ungenauigkeiten wie diese, die in einem auf den Umgang mit Geschichte zielenden Buch eigentlich nicht vorkommen dürften.

Leider fehlt es dieser Darstellung zuweilen an Ausgewogenheit. Zwar ist die grundsätzlich kritische Haltung des Autors zu den estnischen Eliten in den meisten Fällen durchaus berechtigt, denn von einem souveränen Umgang mit der eigenen Geschichte sind Letztere weit entfernt.<sup>4</sup> Diese Kritik aber aus russischen Pressemitteilungen

<sup>3</sup> Michail Kraysin, *Pribaltijskij fašizm* [Der baltische Faschismus]. Moskva 2007.

<sup>4</sup> Karsten Brüggemann u. Andres Kasekamp, *Identity Policies and Contested Histories in Divided Societies: The Case of Estonian War Monuments*, in: *Identity and Foreign Policy. Baltic-Russian Relation and European Integration*, hrsg. v. Eiki Berg u. Piret Ehin. Farnham/Burlington 2009, S. 51-63.

abzuleiten (z.B. S. 47), wobei durchaus entsprechende estnische Quellen zur Verfügung stehen, ist kaum überzeugend gerade auch für estnische Leser. Und warum der im Titel „Diskriminierung durch Geschichte“ angekündigte Komplex, der ja offensichtlich auf Fehlentwicklungen in der staatlichen Integrationspolitik anspielen soll (welche sich gerade anhand der Aufoktroyierung estnisch-nationaler historischer Narrative in manchem Schulbuch äußern), erst abschließend knapp angesprochen wird, wird nicht weiter erklärt. So bleibt insgesamt ein zwiespältiges Gefühl. Der Wert dieses Bandes liegt somit vor allem darin, dass er, auf den estnischen Kontext beschränkt, die wesentlichen Ereignisse um den „Krieg der Denkmäler“ zusammenfasst und aufgrund einer umfangreichen Grundlage an wissenschaftlicher Literatur sowie der Berichterstattung vor allem in estnischen und russischen Medien die wichtigen Reaktionen aus Nah und Fern kompiliert. Dafür sei dem Autoren Dank gezollt. Etwas mehr Stringenz in Präsentation und Argumentation hätte aber mit Sicherheit nicht geschadet.

Karsten Brüggemann, Tallinn

**Peggy Poles u. Ursula Boencke, „All unsere Lieben sind verloren“. Der Untergang der „Wilhelm Gustloff“ – Zwei Überlebende erzählen, hrsg. v. Renate Gräfin Matuschka. München: Knauer 2008, 300 S., Abb.**

„... wir beide haben unsere Lieben bei der Gustloff-Katastrophe verloren, wurden beide vom selben Torpedoboot aus der eisigen Ostsee gerettet, haben die Russen in Berlin erlebt, gehungert und geschuftet und sind immer wieder hochgekommen und sind keinem etwas schuldig geblieben.“ (S. 272) Mit dieser prägnanten Skizzierung Ursula Boenckes über das eigene und das Leben ihrer Nichte Peggy Poles sind die biografischen Eckpunkte der im vorliegenden Band behandelten Frauenleben umrissen.

Geeint durch die persönlichen Verluste und traumatischen Folgen, die beide Frauen durch den Untergang des zum Flüchtlingstransportschiff umgerüsteten Kreuzfahrtschiffs „Wilhelm Gustloff“ im letzten Kriegsjahr 1945 erlebten, verweben sich die autobiografischen Aufzeichnungen der – auch durch Verwandtschaft verbundenen – Frauen zu einer Erfahrungswelt.

Dabei lag der Publikation der Lebenserinnerungen ein Zufallsfaktor zugrunde, der von der Herausgeberin des Buches, der Jour-

nalistin Renate Gräfin Matuschka, dankenswerterweise aufgegriffen wurde und zu neuen Anknüpfungspunkten führt. So wurde der ursprüngliche Plan, eine Dokumentation zu Schönheit und Hässlichkeit von Frauen im Alter und in der Jugend zu bearbeiten, nach einem Interview mit Peggy Poles fallen gelassen. An seine Stelle trat die biografische Aufarbeitung einer mit dem Kriegsende eng in Verbindung gebrachten Flüchtlingskatastrophe: der Untergang der „Wilhelm Gustloff“.

Mit dem zu besprechenden Buch liegt nicht die erste autobiografische Herangehensweise an das Schiffungsglück vor. Im Gegensatz zu den bekannten Aufzeichnungen Heinz Schöns liegen hier, den Erinnerungen Poles' und Boenckes, andere Lebenswelten zugrunde. Es ist nicht nur die Perspektive der Mitreisenden, der Flüchtlinge, es ist v.a. auch die geschlechtszentrierte Perspektive, die die Schilderungen des Untergangs verändern.

Das Ereignis des Schiffungsglücks wird in diesem autobiografischen Kontext von Seiten der Schreibenden, aber auch von Seiten der Herausgeberin auf den zentralen Platz der nunmehr publizierten Leben(serinnerungen) verwiesen. Indem gerade der Untersuchungszeitraum auf die gesamte Biografie der Verfasserinnen ausgedehnt wurde, wird die Bedeutung des Ereignisses sichtbar, werden die tatsächlichen Auswirkungen auf die Lebenswelten und Psychen der Überlebenden deutlich. Leser und Leserinnen werden somit auf allen weiteren Lebensstationen der beiden Frauen stets mit dem Gustloff-Ereignis konfrontiert. Biografische Erfolgsgeschichten sind nicht zu erwarten, die Reflexionen der Überlebenden kreisen stets um persönliche Defizite.

Mit den Tagebuchaufzeichnungen der älteren von beiden, (der Tante) Ursula Boencke, setzt der Erinnerungszeitraum im beginnenden 20. Jahrhundert ein. In St. Petersburg geboren und aufgewachsen in Riga gewähren diese frühen Erinnerungen Einblicke in eine Alltagsgeschichte der deutschbaltischen Oberschicht. Interessant sind sie zugleich, weil Ursula Boencke durch den frühen Tod ihres Vaters ihre beruflichen Erfahrungen als selbstständige, junge Frau schildert: ihre Angestelltenverhältnisse, ihre Lehrschwesternausbildung in Danzig, schließlich ihre Rückkehr nach Riga und dortige Anstellung im jüdischen Krankenhaus in den 1930er Jahren. Die folgenden Heirat und Familiengründung wiegen bei der späten Umsiedlung (1941), dem unheilvollen Aufenthalt in Gotenhafen und der Einschiffung auf die „Gustloff“ umso schwerer, als dass hier in der Ostsee nicht nur die elterliche Familie, sondern auch das eigene Kind ertrinken.

Die Unterbringung auf dem Schiff und der eigentliche Untergang

des Flüchtlingsschiffes werden aus der Perspektive der Nichte, der 22 Jahre jüngeren (1924 geborenen) Peggy Poles, nüchtern, in mit Grauen beladenen Bildern berichtet.

Unmittelbar nach der Rettung der wenigen Überlebenden, noch im Jahr 1945, beginnt sich das Band der beiden Frauen zu einer Geschichte zu verknüpfen. Die gemeinsam durchstandenen Nachkriegsjahre in Berlin werden zunächst von der älteren, Ursula Boencke, geschildert. Ihren offenen Augen ist es zu verdanken, dass in den Aufzeichnungen auch soziale und ökonomische Unterschiede innerhalb der deutschen Bevölkerung Berlins thematisiert werden. 1948 trennen sich die Wege der beiden Frauen. Ursula Boencke geht mit dem Status einer *Displaced Person* nach England. Ihre bis in die 1970er Jahre reichenden Aufzeichnungen kreisen um ihre Erfahrungen als Flüchtling bzw. Fremde, beruflichen Werdegang und private Beziehungen.

Beide Frauen stehen über die Jahrzehnte in engem Kontakt zueinander. Stets werden Rückverweise auf das Leben der Anderen gezogen. Und so mündet auch die nachfolgende Passage aus der Sicht Peggy Poles' im Tod der Tante. Trotzdem sie, die Jüngere eine eigene Familie zu gründen bereit war, sieht sie sich hierin scheitern. Die einzige Konstante im Leben beider „Überlebender“ blieb das durch Vertrauen und Innigkeit zu kennzeichnende Verhältnis zwischen Tante und Nichte.

Der Herausgeberin ist mit der Verflechtung der Biografien von Ursula Boencke und Peggy Poles eine v.a. durch die perspektivische Vielschichtigkeit herausragende Darstellung und biografische Aufarbeitung des Untergangs der „Wilhelm Gustloff“ gelungen. Durch die Einbettung des Ereignisses in den gesamten biografischen Hintergrund der Berichtenden wird das Psychogramm der beiden Frauen komplementiert und nicht zuletzt damit ein Stück weiteren Flüchtlingsgeschichte geschrieben.

Es bleibt jedoch zu hinterfragen, ob die Quellen nicht doch an wenigen Passagen Streichungen vertragen hätten. Insbesondere der Werdegang Ursula Boenckes in England verliert sich in Details und Personenbeschreibungen, die dem Lesefluss und -verständnis nicht immer dienlich sind. Der Untergang der „Wilhelm Gustloff“ scheint in diesem Kontext – wie er im Titel des Buches zentral vermarktet wird – ein wenig randständig zu werden.

Eine zweite Bemerkung betrifft den Aufbau der Buches: Im Anhang befindet sich – für die Lesenden überaus hilfreich – „eine kurze Geschichte der Wilhelm Gustloff“ sowie auch eine „Kurze Geschich-

te der baltischen Staaten“. Die Geschichte der baltischen Staaten kann natürlich nicht, wenn sie – wie hier – auf zehn Seiten dargestellt wird, alle Informationen bieten und muss zwangsläufig Fehler und Unklarheiten enthalten, dennoch wäre es hilfreicher gewesen, im Text selbst die autobiografischen Passagen mit Fußnoten oder Einfügungen zu versehen. Gerade in den Fällen, wo Sachverhalte unpräzise werden, könnten einfache Ergänzungen dazu dienen, die Bedeutung von historischen Parametern auf Biografien besser zu verstehen.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

**POLIN: Studies in Polish Jewry, Vol. 20: Making Holocaust Memory. Oxford/Portland, Oregon: Littman Verlag 2008, XV, 491 S.**

Die nunmehr 20. Ausgabe von „POLIN: Studies in Polish Jewry“ geht im titelgebenden Schwerpunkt „Making Holocaust Memory“ einerseits der Frage nach der Entstehung der „gespaltenen Gedächtnisse“ von Polen und Juden an die tragischen Ereignisse der 6-jährigen deutschen Besatzung nach und untersucht andererseits den sich noch immer im Gange befindlichen Prozess der Wiederannäherung beider Gedächtnisse, oder wie es in der Einleitung heißt, ihrer „Aussöhnung“ („reconciliation“, S. 3). Damit, so führt Gabriel N. FINDER neben Natalia Aleksiu, Antony Polonsky und Jan Schwarz Herausgeber des Bandes, aus, kehre POLIN gewissermaßen auch wieder zu seinen Wurzeln zurück, die in der Erneuerung des Dialogs zwischen polnischen und jüdischen Intellektuellen in den 1980er Jahren lägen. Seit dieser Zeit, spätestens seit Jan Błoński's Essay „Die armen Polen schauen aufs Ghetto“ 1987 ist die Diskussion über den Holocaust und die Rolle der Polen ein regelmäßig wiederkehrendes Thema öffentlicher Debatten in Polen.

Die unterschiedlichen Entwicklungsphasen der Gedächtnisse skizziert FINDER in seiner sehr ausführlichen und – abgesehen davon, dass nur wenig polnischsprachige Literatur hinzugezogen wurde – auch sehr gelungenen Einleitung. Auf diesen gut 50 Seiten führt er nicht nur in die Thematik ein und stellt den Forschungsstand vor, FINDER schafft es, den Prozess, der den Holocaust im polnisch-jüdischen Kontext zur Erinnerung werden lässt, in konzentrierter Form darzustellen. Dabei geht er auch auf weniger erforschte Aspekte ein, so dass diese Einleitung den Leser umfassend in die Thematik einführt. Die von ihm vorgenommene Gliederung der Gedächtnisbildung – zugleich auch das Gerüst, an welches sich die Beiträge angliedern – um-

fasst dabei fünf Abschnitte: die Trennung der Gedächtnisse während und unmittelbar nach der Besetzung, die Aneignung der Erinnerung an den Holocaust durch die Polen, das als „Gegenerinnerung“ bezeichnete jüdische Gedächtnis, das dem polnischen Narrativ widerspricht, die „portable“ Erinnerung der emigrierten jüdischen Überlebenden und schließlich die Rückkehr der Erinnerung in den 1980er Jahren, deren Frucht, wie eingangs angedeutet, ja unter anderem die POLIN-Reihe ist.

Als eine der wichtigsten Ursachen für die Trennung von polnischem und jüdischem Gedächtnis führt Finder, dem Psychologen Robert Jay Lifton folgend, den so genannten „death imprint“ (S. 5) im Gedächtnis der jüdischen Überlebenden an. Ihr Wissen, für den Tod bestimmt gewesen zu sein und doch überlebt zu haben, prägte sich tief ein und unterschied sie von den christlichen Polen, die zwar ebenfalls schwer unter der Besetzung zu leiden hatten, die aber nicht einer solchen Todesdrohung ausgesetzt waren. Das Leid der Polen führte jedoch in der Nachkriegsgesellschaft zu einem „mental block“ (S. 6 f.), der verhinderte, dass sie Empathie für das Schicksal ihrer jüdischen Mitbürger aufbringen konnten. Da das jüdische Leid scheinbar das polnische Selbstbild der „Helden und Märtyrer“ bedrohte – hatten doch Juden mehr gelitten als Polen – und diese sich den Juden gegenüber oft wenig heldenhaft verhalten hatten, entstand eine Wunde im polnischen Gedächtnis. Sie hatte zur Folge, dass die jüdischen Spuren getilgt wurden, im täglichen Leben wie in der Erinnerung.

Dies untermauert der Beitrag „Memento Mori. Photographs from the Grave“ von Judith R. Cohen und Finder, in dem Fotografien, die Überlebende von Gräbern, jüdischen Friedhöfen und Trauerfeiern machten, analysiert werden. Drastisch wird dem Leser vor Augen geführt, dass das Bild von Polen als größtem jüdischen Friedhof in den unmittelbaren Nachkriegsjahren nicht nur metaphorisch zu verstehen war. Die Autoren veranschaulichen vielmehr, wie viele der Überlebenden, die nach der Rückkehr ihren Angehörigen ein ordentliches Begräbnis zukommen lassen wollten, nicht nur mit unzähligen Massengräbern konfrontiert wurden, sondern auch mit geschändeten Friedhöfen, wo Grabsteine als Baumaterial gestohlen wurden und Leichenteile verstreut lagen, da Plünderer nach Goldzähnen und Wertsachen gesucht hatten (S. 57 f.).

Ein anderes Schlaglicht auf diese Dichotomie der beiden Gedächtnisse wirft Joanna B. Michlics Artikel „Who am I? Jewish Children in Search for Identity in Postwar Poland 1945–1949“. Sie stellt etwa fest, dass für die meisten Kinder, die bei Polen versteckt überlebt hatten,

alles Jüdische mit Schwäche und Tod verbunden war (S. 109) und ihnen in den jüdischen Waisenhäusern erst unter großen Anstrengungen wieder ein positives jüdisches Selbstbild vermittelt werden musste, was allerdings nicht in allen Fällen gelang.

Die Aneignung der Erinnerung an den Holocaust geht vor allem einher mit der Machtübernahme der Kommunisten, denen die Leiden der deutschen Besatzung und der Sieg der Roten Armee über Nazi-Deutschland als wichtigste Legitimationsbasis dienten. Während Leiden und Widerstand der Juden im „antifaschistischen Kampf“ benutzt wurden, gab es keinen Raum dafür, den besonderen Status der Juden als Opfer der Deutschen hervorzuheben (S. 12). So lautete die offizielle Version in den späten 1940er Jahren, dass nach den Juden die Slawen und allen voran die Polen zur Vernichtung vorgesehen gewesen wären. In seinem Beitrag „Auschwitz and the Politics of Martyrdom 1945–1947“ zitiert Jonathan Huener etwa den damaligen polnischen Ministerpräsidenten und ehemaligen Auschwitzhäftling Józef Cyrankiewicz, der den Völkermord an den Juden als „Vorspiel“ für die Ausrottung der Slawen darstellt (S. 155). Huener zeigt anschaulich, wie das Lager ursprünglich von ehemaligen polnischen Häftlingen in eine Gedenkstätte umgewandelt wurde, die zunächst vor allem von christlicher Symbolik bedient wurde, bevor die kommunistischen Machthaber den Märtyrerkult als Einfallstor für kommunistische Propaganda entdeckten (S. 154).

In späteren Jahren wurde dann die Tatsache, dass es sich bei den Opfern um Juden handelte, schlicht verschwiegen, wie Marta Kurkowska in ihrem Vergleich der Erinnerungskultur in den benachbarten Orten Jedwabne und Wizna zeigt. Hierzu zitiert sie aus einem regionalgeschichtlichen Lexikon von 1984, in dem zwar genaue Zahlen der Bevölkerungsverluste der einzelnen Ortschaften aufgezählt werden, die Tatsache, dass es sich dabei fast ausschließlich um Juden handelte, jedoch verschwiegen wird (S. 249). In „Jedwabne and Wizna, Monuments and Memory in the Łomża Region“ zeigt Kurkowska einerseits, wie stark lokale Erinnerungskultur von den Akteuren vor Ort abhängt, und andererseits, dass nicht nur – wie im Fall des Pogroms von Jedwabne – negative Ereignisse verdrängt werden, sondern dass auch solche, die sich gut ins Bild von den „Helden und Märtyrern“ einfügen ließen, der Verdrängung zum Opfer fallen können. So geschehen etwa mit der Erinnerung an die Verteidiger einer Festung nahe Wiznas, die im September 1939, trotz militärischer Unterlegenheit, völlig abgeschnitten der Wehrmacht vier Tage standhielten. Weil dieses Ereignis von der kommunistischen Propaganda

benutzt worden war, geriet es nach dem Fall der Kommunismus in Vergessenheit.

Durchaus zu diskutieren ist Finders Konzept der jüdischen „Generenerinnerung“. Zwar ist die Klassifizierung des jüdischen Gedächtnisses in Nachkriegspolen als opponierendem Narrativ nicht anzuzweifeln, widerspricht es doch der kommunistischen und zugleich auch nationalistischen Erzählung von der deutschen Besatzung, indem es sich der eben beschriebenen Vereinnahmung entzieht und auf die besonders leidvolle jüdische Erfahrung verweist. Dies wird wiederum im bereits erwähnten Beitrag Cohens und Finders „Memento Mori“ deutlich, wenn gezeigt wird, dass viele Überlebende den jüdischen Opfern und auch den Kämpfern etwa des Białystoker Ghettos Denkmäler und Gedenksteine errichteten und errichten wollten. Und auch die Bemühungen der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission zur Dokumentation des Holocaust, die Natalia Aleksius Artikel, „The Central Jewish Historical Commission in Poland 1944–1947“ beschreibt, zeigen, dass es durchaus ein Bewusstsein der Überlebenden dafür gab, dass sie selbst das Geschehene dokumentieren müssen, wenn der Massenmord an den Juden nicht zur Nebensache der Okkupationserzählung werden sollte. Allerdings wirkte auf die Akteure in den späten 40er Jahren auch ein enormer politischer und gesellschaftlicher Druck – den Aleksiu im Falle der Historischen Kommission leider nur sehr am Rande thematisiert, etwa wenn sie darauf verweist, dass auch der Direktor der Kommission Nachman Blumental in seinen Gerichtsgutachten gegen NS-Verbrecher die offizielle Version von den zur Vernichtung vorgesehenen slawischen Völkern übernimmt (S. 91 f.). Der Druck kam jedoch auch aus der jüdischen Gesellschaft selbst, wo vor allem die Kommunisten aus der jüdischen Fraktion der Polnischen Arbeiterpartei immer wieder darauf drängten, die Dokumentation des Leids der Juden weniger in den Vordergrund der Kommissionsarbeit zu stellen.

Wenn Finder die Kollaborationsprozesse gegen Juden in Polen vor polnischen Gerichten und die Ehrengerichte vor dem jüdischen „Bürgergericht“, die er mit Alexander V. Prusin im Beitrag „Jewish Collaborators on Trial in Poland, 1944–1956“ darstellt, so einordnet, als sei der Eifer, mit dem innerhalb der jüdischen Gesellschaft auch gegen solche „Kollaborateure“ vorgegangen werde, die vor polnischen Gerichten freigesprochen wurden, ein quasi-juristischer Exorzismus unvoreteilhafter Erinnerung (S. 23), ist dies doch zu eindimensional. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte hier auch der Versuch

der jüdischen Gesellschaft Polens, repräsentiert vom Zentralkomitee der polnischen Juden, sich so gut als möglich analog zur polnischen Gesellschaft zu organisieren. Diese wiederum ging mit ihren Kollaborateuren hart ins Gericht.

Nicht zutreffend ist außerdem Finders Aussage, dass die kleine jüdische Gemeinschaft aufgrund des staatlichen Drucks von 1949 bis in die 1980er Jahre bezüglich der Erinnerung an den Holocaust stumm geblieben wäre (S. 22). Bereits 1953 erschien im Verlag des Jüdischen Historischen Instituts Artur Eisenbachs Studie „Hitlerowska polityka eksterminacji żydów w latach 1939–1945 jako jeden z przejawów imperializmu niemieckiego“ [Die hitlerfaschistische Politik der Judenausrottung in den Jahren 1939–1945], das 1961 erweitert und von stalinistischen Verformungen befreit nochmals unter dem Titel „Hitlerowska polityka zagłady Żydów“ [Die hitlerfaschistische Politik der Judenvernichtung] erschien – in einem renommierten Verlag und mit einer Auflage von 10 000 Exemplaren. Hier wären die Herausgeber wohl besser beraten gewesen, wenn sie auf die Lücken im Forschungsstand verwiesen hätten.

Zwei spannende Beiträge illustrieren, was Finder meint, wenn er von „portabler“ Erinnerung spricht. Zum einen ist dies Jan Schwarz' Artikel „A Library of Hope and Destruction: The Yiddish Book Series *Dos poylishe Yidntum* 1946–1966“. Hier wird nicht nur die Tätigkeit eines der wichtigsten jiddischsprachigen Verlage nach dem Holocaust beschrieben, der als Zweimannunternehmen von Buenos Aires aus innerhalb von 20 Jahren 175 Bücher veröffentlichte, sondern auch ein bisher kaum beachtetes Reservoir an frühen persönlichen, literarischen und auch wissenschaftlichen Werken zur Shoa. Hier veröffentlichte etwa ein junger Eliezer Wiesel ein Buch unter dem Titel „Un die Velt hot geshvign“, das in seiner überarbeiteten englischen Fassung als „Night“ erschien und weltweite Beachtung fand. Joseph Wulf veröffentlichte hier einen langen Essay über I.L. Peretz, den er im Krakauer Ghetto schrieb und der fast unbekannt ist. Aber auch viele Mitarbeiter der von Aleksiu beschriebenen Historischen Kommission veröffentlichten hier ihre zuvor auf Polnisch erschienenen Werke erneut auf Jiddisch. Verdienstvoll ist die Liste aller 175 Titel, die Schwarz angehängten. Schade ist lediglich, dass die Tätigkeit des Verlages und ihr Ende nicht mit dem antisemitischen Klima im Argentinien der 50er und 60er Jahre kontextualisiert wird.

Zum anderen beschreibt Boaz Cohen in seinem Artikel „Rachel Auerbach, Yad Vashem, and Israeli Holocaust Memory“, wie die Erinnerung an den Holocaust von den Überlebenden mit in die verschie-

denen Nachkriegsgesellschaften genommen wurde und auch dort zu Konflikten führte. Mit Rachel Auerbach wurde ein in zweierlei Hinsicht geeignetes Beispiel gewählt, war sie doch als Leiterin der Abteilung für Überlebendenberichte von Yad Vashem einerseits dafür verantwortlich, mit der Sammlung dieser Berichte eben jene mitgebrachte Erinnerung zu institutionalisieren. Andererseits zeigte sich in ihrem Streit mit Yad Vashem Direktor Ben-Zion Dinur, was für Schwierigkeiten die Erinnerung an den Holocaust auch in Israel mit sich brachte.

Als „Rückkehr der Erinnerung“ wird schließlich jener Prozess gekennzeichnet, der einsetzte, nachdem das Schweigen über alles, was mit Juden zu tun hatte, besonders den Holocaust, das in Folge der antisemitischen Kampagne von 1968 eingesetzt hatte, langsam gebrochen wurde. Der Beginn davon liegt in den späten 1970er Jahren und frühen 80er Jahren, als verschiedentlich neues Interesse an jüdischer Geschichte erwachte. Dies, so Finder, stand in direktem Zusammenhang mit dem Erstarren der demokratischen Opposition. Jene Polen, die Verantwortung für eine postkommunistische Zukunft übernehmen wollten, übernahmen sie auch für die Vergangenheit (S. 31). Beginn die Beschäftigung mit der jüdischen Vergangenheit Polens auf der Graswurzelebene, wurde sie zumindest für Teile der *Solidarność*-Bewegung bald zu einem wichtigen Anliegen und schließlich auch zu einem Bereich der politischen Auseinandersetzung mit dem Regime. Dies wird vor allem an den konkurrierende Gedenkveranstaltungen zu den Jahrestagen des Warschauer Ghettoaufstands deutlich, zu denen es ab 1983 kommt (S. 35 f.). In den Debatten um die polnisch-jüdische Vergangenheit, die nun erwachen, verlaufen die Grenzen jedoch weniger geradlinig zwischen Regime und Opposition, wie die eingangs erwähnte *Błoński*-Debatte zeigte. Finder zeichnet in seiner Einleitung die polnischen Debatten von den 1980er Jahren bis zu Jan T. Gross' Buch „Nachbarn“ nach und führt so noch einmal vor Augen, dass die Diskussion, mit verschiedenen Schwerpunkten und von kurzen Unterbrechungen abgesehen, andauerte und wohl noch immer keinen Abschluss gefunden hat. Schade ist, dass es in diesem Teil keinen gesonderten Beitrag zu den Ereignissen vor 1989 gibt. Dafür wird sich ausführlich mit der Thematisierung des Holocaust im polnischen Bildungssystem nach 1989 auseinandergesetzt, nämlich in dem Beitrag von Jolanta Ambrosewicz-Jacobs „So Many Questions: The Development of Holocaust Education in Post-Communist Poland“ und Robert Szuchtas „From Silence to Recognition: The Holocaust in Polish Education since 1989“. Auf sechs Seiten stellt außerdem Mi-

chael C. Steinlauf in „What Story to Tell? Shaping the Narrative of the Museum of the History of Polish Jews“ das Konzept des gerade in Warschau erstehenden Museums vor und Rebecca Golbert betrachtet aus sozialanthropologischer Sicht die Holocausterinnerung in der Ukraine. Abschluss des Schwerpunktes bildet ein Interview mit dem Schriftsteller und Holocaustüberlebenden Henryk Grynberg.

Alles in allem ist „Making Holocaust Memory“ ein gelungener Beitrag zur Herausbildung der Gedächtnisse an den Holocaust in Polen und bei den polnisch-jüdischen Überlebenden, besonders die Einleitung Finders ist hier noch einmal hervorzuheben. Die Beiträge nähern sich der Thematik von verschiedenen Seiten, stehen jedoch – wie leider oft bei Sammelbänden – mehr für sich selbst, als dass sie sich zu einem großen Ganzen fügen. Die Konzentration der allermeisten Beiträge auf die späten 1940er Jahre und die Zeit nach 1989 verweist auf die bestehenden Forschungslücken, so dass wohl als sicher gelten kann, dass dies nicht die letzte Publikation zu dieser Thematik sein wird, eine wichtige ist sie allemal.

Mit Blick auf die verbliebenen gut 130 Seiten des zwanzigsten POLIN-Bandes sei noch auf den sehr interessanten Artikel von Eva Plach „Introducing Miss Judea 1929: the Politics of Beauty, Race, and Zionism in Inter-War Poland“ über die von der Zeitung „Nasz Przegląd“ angeregte Wahl einer jüdischen Schönheitskönigin verwiesen und Verwunderung darüber ausgedrückt, dass die Beiträge von Bret Werb „Shmerke Kaczerginski: The Partisan Troubadour“ und Joanna Tokarska-Bakirs „You from Jedwabne“ nicht im Schwerpunktteil erschienen, sondern in der Rubrik „New Views“.

Stephan Stach, Leipzig

**Preußen in Ostmitteleuropa. Geschehensgeschichte und Verstehensgeschichte, hrsg. v. Matthias Weber. München: R. Oldenbourg Verlag 2003, 344 S. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. 21).**

Der vorliegende Band ist die vollständige Dokumentation der auf einer Tagung des „Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa“ 2001 gehaltenen Vorträge. Anlass der Tagung war, wie der Herausgeber Matthias Weber schreibt, das „dreihundertste Jubiläum der Gründung der preußischen Monarchie durch die Königsberger Krönung von 1701“ (S. 9). Es darf als anmerkungswert gelten, dass die verbindenden Fragestellungen historiografi-

scher Traditionen in Deutschland und in Polen zur akademischen Erinnerung an das genannte Ereignis der Begründung Preußens als monarchischem Gebilde herangezogen wurden. Hier wurde konsequent ein Weg weiter beschritten, auf dem nicht nur die Forschungen zu den preußischen Ostgebieten konsequent in die Forschungslandschaft zu Ostmitteleuropa eingeordnet werden und damit einer historischen und geografischen Verortung Preußens als eines auch ostmitteleuropäischen Staatsgebildes Rechnung getragen wird. Vielmehr ging es auch um eine gemeinsame, zumindest deutsche und polnische Historiker zusammenführende Wiedererrichtung einer Forschungslandschaft, die sich aus einer neuen Regionalgeschichte der 1980er und 1990er Jahre v.a. in den Regionen Polens entwickelt hatte, die ehemals preußisches Staatsgebiet gewesen waren, und damit die Folgen der Trennung von Forschungsinteressen nach dem Zweiten Weltkrieg überwinden half. Die bundesdeutsche Ostmitteleuropaforschung hatte in den 1980er und 1990er Jahren von diesem regionalhistorischen Schub nachhaltig profitieren können. Dass in dem Band die Artikel somit sowohl in deutscher als auch polnischer Sprache präsentiert werden, ist nur eine logische Umsetzung dieser Ideen.

Der Band ist in zwei Schwerpunkte aufgeteilt, die sich zum einen der „Geschichte und Geschichtsschreibung“ und zum anderen in einem spiegelbildlichen Blick den „Orten“ der Erinnerung“ und der „Erinnerung an ‚Orte‘“ widmen. Die Autoren aus Deutschland und Polen leisten eine *tour d’horizon* durch die Geschichte Preußens in seinen östlichen Teilen, stets den Blick auf Preußen richtend als eine Staatlichkeit, die durch ihre Lage und nicht unerhebliche Teile seiner slawischen, hier gemeint v.a. polnischen, Bevölkerung in den Ostgebieten gekennzeichnet war.

Jan M. Piskorski (Preußen zwischen Deutschland und Polen, S. 63-82) und Klaus Zernack (Das Preußenland und die Geschichte Preußens in Ostmitteleuropa, S. 83-91) ordnen diese Mittel- und Mittlerlage Preußens souverän ein. Dass der Akt der Krönung von 1701 als solcher einer Würdigung bedurfte, ist selbstverständlich: Ernst Hinrichs (Die Königskrönung vom 18. Januar 1701 – ein historiographisches und ein historisches Problem, S. 35-61) wirft dazu – nachdenkens- und ebenso erwähnenswerte – Fragen nach historiografischer und auch historischer Betrachtung und Bewertung auf. Hans-Jürgen Bömelburg (Landesherrliche und dezentral-ständische Reformen – zwei Modernisierungspfade im Preußenland des 18. Jahrhunderts. Eine Neubewertung, S. 93-113) und Karin Friedrich (Zwischen zwei Adlern. Kulturelle und ideologische Einflüsse Polen-Litauens auf das Her-

zogliche Preußen vor 1701, S. 115-142; der Beitrag wurde nicht auf der Tagung präsentiert) untersuchen zwei Schnittstellen der preußischen Geschichte in Ostmitteleuropa: Bömelburg greift die Reformen des 18. Jahrhunderts auf, untersucht also die Formen von modernisierenden landesherrlichen sowie ständisch-herrschaftlichen Reviements in ihrer Wechselseitigkeit und Konkurrenz. Dabei gelingt ihm ein bemerkenswertes Bild auf die Vielgestaltigkeit von Herrschaft und zeitgenössischer Moderne in Staat und Gesellschaft des Königreiches Preußen. Karin Friedrich setzt als Kontrapunkt dazu zum einen einen internationalen Blickwinkel mit den Beziehungen des polnisch-litauischen Doppelreiches auf die preußischen Gebiete und zum anderen greift sie die Zeit vor der Königsberger Krönung als Darstellungsraum auf. Gespannt könnte man auf die jeweilige Ergänzung der Ansätze beider Autoren für die jeweils komplementäre Zeit und Analyseebene sein.

Ein Schwerpunkt des Bandes – nicht nur quantitativ – liegt ganz eindeutig bei der Ideen- und Rezeptionsgeschichte. Überblicksartig untersucht Jörg Hackmann „Preußische Ursprungsmythen“ (S. 143-171) in ihrem Wirkungs- und Entstehungsverlauf seit dem 15. Jahrhundert. Ihm gelingt es dabei, die komplexe Fragestellung beispielhaft anzureißen und problemorientiert die Folgen einer mythenbehafteten Geschichtsforschung und daraus abgeleiteten Erinnerung für die deutsch-polnischen Beziehungen auf staatlicher wie kultureller Ebene darzustellen. Er beschwört dabei auch die „dekonstruktive Rolle des Historikers“ zur Abwehr von Mythenbildungen, -tradierung und -umformung gerade für die Gegenwart hinsichtlich der vorgeblich ‚homogenen‘ Multikulturalität von Regionen des ehemaligen ostmitteleuropäischen Preußens.

Die Überlegungen Hackmanns aufnehmend, lassen sich die beiden Einzelstudien von Bernhart Jähnig (Geschichtsverständnis und Preußenbild Theodor von Schöns, S. 173-187) und Christian Pletzing („Deutsche Kultur“ und „polnische Zivilisation“. Geschichtsbilder in West- und Ostpreußen zwischen Vormärz und Kulturkampf, S. 189-205) als wichtige Hinweise auf die immer noch verbliebenen Forschungsdesiderate lesen, die gerade die Geschichte des östlichen Preußens für eine disziplinenübergreifende Ostmitteleuropa-Forschung bereit hält. Eng damit in Beziehung zu setzen ist der Beitrag von Hubert Orłowski aus dem zweiten Teil des Bandes (Das Bild Ostpreußens in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts, S. 259-282). Gerade die Forschungen der letzten Jahre, z.B. von Andreas Kossert, haben das hier gezeigte Bild um einige wichtige Punkte ergänzt.

Ganz konsequent Orte und (natürliche oder künstlich geschaffene) Landpunkte im geografischen Sinne prägen die Darstellungen im zweiten Teil des Bandes. Während Tomasz Torbus aus seinen langjährigen Forschungen zu den Burgen des Deutschen Ordens eine Analyse des Deutschordensmythos in der Kunst Deutschlands und Polens anreißt und damit, gestützt auch auf einen umfangreichen Abbildungsteil, einer weitgehend unbeachteten Fragestellung nachgeht (Deutschordens-Ideologie in der Kunst Deutschlands und Polens anreißt und damit, gestützt auch auf einen umfangreichen Abbildungsteil, einer weitgehend unbeachteten Fragestellung nachgeht (Deutschordens-Ideologie in der polnischen und deutschen Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts, S. 209-257), widmen sich Robert Traba, Bert Hoppe und Jürgen Tietz begehren Orten in der Landschaft: Robert Traba gelingt dabei mit seiner Untersuchung „Zwischen ‚Bollwerk‘ und ‚Heimatismuseum‘. Zu den ostpreußischen Erinnerungsorten“ (S. 283-297) ein knapper Durchgang durch die Regionen, die er seit Jahrzehnten aus einem eigenen historisch- und politisch-gesellschaftlichen Engagement und seinen Forschungsinteressen als Historiker mit geprägt hat und damit selbst über die „Kulturgemeinschaft Borussia“ in Olsztyn mit neuen, die Geschichte der Region wieder aufnehmenden Erinnerungsorten versehen konnte. Er verweist neben der Analyse einiger dieser Erinnerungsorte auch auf die Entwicklung von Erinnerung vor Ort oder zum Ort in Veröffentlichungen des 20. Jahrhunderts. Dass er dabei auch die deutschen Vertriebenen als Träger einer sehr spezifischen Erinnerung berücksichtigt, wirft einige Möglichkeiten neuer Analysen zur Geschichte der Integration der Vertriebenen in Deutschland sowie auch für das Ostmitteleuropa- resp. Preußenbild in bestimmten politisch-kulturellen Milieus der Bundesrepublik auf.

Bert Hoppe fasst mit seiner Untersuchung zum Thema „Die Last einer feindlichen Vergangenheit. Königsberg als Erinnerungsort im sowjetischen Kaliningrad“ (S. 299-311) seine Forschungen zum Umgang der sowjetischen Besatzung und der (Neu-)Siedler des Kaliningrader Gebiets mit den historischen Resten der Stadt Königsberg als Kaliningrad zusammen. Dabei konzentriert er sich auf das im Krieg zerstörte und später geschleifte Schloss und die (erst spät in der Bundesrepublik bekannt gewordenen und seither in diversen Ausstellungen und Dokumentationen verbreiteten) Erkenntnisse über eine bei weitem nicht einheitliche Umgehensweise mit der ungeliebten deutschen resp. preußischen Vergangenheit durch die sowjetische Administration und die neu eingesiedelte Bevölkerung.

Jürgen Tietz greift in seiner Skizze (Ostpreußisches „Stonehenge“ – Das Tannenberg-Nationaldenkmal, S. 313-322) ebenfalls ein langjähriges Forschungsgebiet wieder auf, das er hier aber mit der Frage der

Wandlungen des Denkmals und landschaftsgestalterischen Veränderungen schärft. Vom Gedenkraum an den Sieg bei Tannenberg in den Schlachten des Ersten Weltkriegs entwickelt und gebaut, wurde das Denkmal zu einem Ausdruck des Führerkultes der Nationalsozialisten, dem sowohl in einer konstruierten Kontinuität mit dem Grabe Hindenburgs als des Siegers von Tannenberg gehuldigt wurde als auch mit der Beziehung auf eben diese Grabstelle als eines Aufmarsch- und Paradeplatzes, der auch die außerhalb des Denkmals liegende germanisierte Landschaft einbeziehen sollte.

Insgesamt zeigt der Band eine bemerkenswerte Breite von Forschungsansätzen. Viele von diesen sind in den Jahren seit seinem Erscheinen aufgenommen und weitergeführt worden. Gerade die Geschichte Ostpreußens hat in diesen Jahren eine vielfach neue Bewertung erfahren, zu diesem Anstoß hat der Band einen sehr eigenen Beitrag geleistet. Ergänzt durch ein Personenregister und eine Ortsnamenskonkordanz stellt er einen wichtigen Einstieg zum Thema dar.

Sabine Bamberger-Stemmann, Hamburg

**Go North! Baltic Sea Region Studies: Past - Present - Future, hrsg. v. Carsten Schymik, Valeska Henye u. Jochen Hille. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2006, 205 S. (The Baltic Sea Region: Nordic Dimensions - European Perspectives / Die Ostseeregion: Nördliche Dimensionen - Europäische Perspektiven. 5).**

In diesem Band, der die Beiträge einer im Rahmen der von der EU geförderten „BalticStudyNet“ Initiative im April 2005 in Berlin veranstalteten Konferenz enthält, geht es um die seinerzeit recht lebhaft geführten Diskussionen über mentale Raumkreationen, wobei man – aus der Perspektive des Jahres 2009 unfassbar – tatsächlich ohne das Wörtchen „transnational“ auskommt. Das im Titel vorgebrachte Thema der Baltischen Studien im engeren Sinne wird allerdings nur kurz in den Beiträgen von Marko Lehti, Olavi Arens und Viktor Trasberg angerissen, bei dem vor allem Lehti mit Recht anregt, begriffliche Konjunkturen zu hinterfragen. Auch Kazimierz Musiał widmet sich im weitesten Sinne diesem Thema, indem er die Bildungslandschaft im Ostseeraum im Kontext der Bemühungen um einen gemeinsamen europäischen Hochschulraum kritisch analysiert. Allerdings findet sich dieser Text im Abschnitt über den Ostseeraum als Modell für andere Regionen. Die Klammer für die diversen Beiträge dieses Sammelbands dürfte das von Lehti vorgeschlagene Motto „Mastering

Regions – Training Masters“ stellen. Dabei sind sich nicht einmal die Autoren sicher, ob sie die hier hauptsächlich angesprochene Ostseeregion – „Go North“ eben – tatsächlich „mastern“.

Zunächst wird in dem Band versucht, die Praxis der Politik in den Dienst der Raumaufklärung zu stellen, indem Judith B. Cefkin, Mari-Anna Suurmunne und Alexander Sergunin analysieren, welches aktive Verhältnis die Regierungen der USA, Kanadas und der Russischen Föderation zum europäischen Norden haben. Hier ist viel von den veränderten Perspektiven nach 1989/91 die Rede, von gemeinsamen Werten, aber auch – im russischen Fall – von schwer zu überwindendem Misstrauen. Letzteres ist seit dem April 2005 kaum gewichen, vor allem was die Kooperation mit den ehemaligen baltischen Sowjetrepubliken betrifft. Hier dürften regionale Kontakte über die Grenzen erfolgversprechender sein als der Versuch, beiden Seiten die Scheuklappen der jeweils betriebenen Vergangenheitspolitik herunterzureißen. Die von Bjørn Tore Godal entworfene norwegische Perspektive mit der Konzentration auf neue Sicherheitsrisiken, Umweltschutzfragen und natürliche Ressourcen in der Arktis mochte sich vor diesem Hintergrund damals geradezu avantgardistisch ausnehmen. Heute hat nach der spektakulären russischen Unterwassereroberung des Nordpols im August 2007 auch in diesem zuletzt genannten Bereich norwegischer Interessen die klassische imperiale Demonstration der Stärke Einzug gehalten. Hat da jemand nicht gerade noch von internationaler Kooperation gesprochen?

In Bezug auf die Frage der Ostseeanrainer und das Projekt der Ostseeregion meldet Sami Moisio aus Turku durchaus Zweifel an den postmodernen Raumträumen mancher akademischer Zeitgenossen an. Die Idee einer – um das Wort doch zu benutzen – transnationalen Integration hätte zwar schon einige Keime gesetzt, doch fehle ihr der Sinn für das mangelnde Regionalbewusstsein der Anwohner und die eigentümliche Konturlosigkeit der Region selbst. Neben den offensichtlichen Grenzen der Integration aufgrund des ökonomischen Ungleichgewichts betont auch Moisio die russische Geschichtspolitik als sozusagen negativen Standortfaktor. Demgegenüber sieht Clive Archer in der bereits erreichten Kooperation im Ostseeraum theoretisch durchaus ein nachahmenswertes Modell für regionale EU- und Nicht-EU-Partner. Weder auf dem Balkan oder in der Schwarzmeerregion noch im Kaukasus seien aber bislang die für eine Übernahme der Ostseestrukturen notwendigen Voraussetzungen gegeben.

Im letzten Teil des Bandes versuchen sich drei weitere Autoren an der anspruchsvollen Aufgabe, den Ostseeraum irgendwie mit dem

Mittelmeerraum in Zusammenhang zu bringen. Pertti Joenniemi analysiert die diversen EU-Initiativen in Bezug auf „Nord“ wie „Süd“, die unter dem Namen „Dimension“ oder „Nachbarschaftsinitiative“ bzw. „-politik“ bekannt wurden, und fragt sich, ob dahinter tatsächlich ein „great design“ zu vermuten sei. Tatsächlich aber klemmen die Fugen zwischen diesen Programmen, denen zufolge EU-Europa irgendetwas zwischen einem „Empire and a neo-medieval model“ (S. 135) werden wolle: Während Letzteres Dezentralisation initiiere, bemühe sich Ersteres um die Organisation des Ganzen in konzentrischen Kreisen. Höchst willkommen ist in diesem Kontext die kritische Zusammenstellung dessen, was eine Mittelmeerregion ausmachen könnte, die wir Athanasios Moulakis verdanken. So sehr die Region als historischer Kern Europas angesehen werden kann, so sehr muss man erkennen, dass vor allem die südlichen Anrainer sich dieser Lesart nicht immer fügten, wofür der Autor u.a. auch historische Karten analysiert. Letztlich bleibt auch er skeptisch angesichts der heutigen strukturellen Unterschiede der einzelnen Länder und räumt höchstens einer „Euro-Mediterranean“-Konstruktion Chancen auf Realisation ein.

Der längste Beitrag des Bandes dürfte in diesem Fall der ertragreichste zu sein: Auf gut 30 Seiten skizziert Uffe Østergård kenntnisreich einen Vergleich der Geschichtsregionen Ostsee- und Mittelmeerraum. Er macht deutlich, dass beide Räume sozusagen in komplett unterschiedlichen Aggregatzuständen verharren. Während der südliche weiterhin an der Nord-Süd-Trennung aufgrund der Arabisierung und Islamisierung Nordafrikas laboriere, überwinde der nördliche seine Trennung in eine westliche und eine östliche Hälfte, die für ein halbes Jahrhundert die traditionell dichten Kontakte unterbrach. Selbst die Erfolgsgeschichte seit 1991 habe im Norden jedoch nur Leuchttürme entstehen lassen, denn nicht einmal die dänisch-schwedische Öresundregion habe sich bei allem Engagement wirklich materialisiert. Nationale Grenzen behinderten weiterhin eine wie auch immer erwünschte Integration, sodass die „EU der Regionen“ immer noch in weiter Ferne liege.

Tatsächlich lässt sich dieser Befund Østergårds als Quintessenz des Bandes herausstreichen, wobei die Bedeutung der nationalen Räume mit Sicherheit in den letzten fünf Jahren kaum abgenommen haben dürfte. In einer von Carsten Schymik dankenswerterweise erstellten Zusammenfassung heißt es darüber hinaus, dass ausgerechnet die EU mittlerweile zu dem regionsbildenden Akteur in der Ostseeregion geworden sei. Die nunmehr im Norden etablierte institutionelle Effektivität auf andere Regionen übertragen zu können, sei zwar zur-

zeit wenig wahrscheinlich, doch ruft Schymik den von Archer in die Diskussion über eine erfolgreiche interregionale Kooperation eingebrachten, notwendigen „core of generous states“ als positive Idee in Erinnerung. Angesichts der im September 2009 viel zitierten globalen Krise darf man sich von diesem Kristallisationskern transnationaler Projekte nicht mehr allzuviel versprechen. Nationalstaatliche Egoismen sind demgegenüber krisenfester.

Karsten Brüggemann, Tallinn

**Ute Schmidt, Die Deutschen aus Bessarabien. Eine Minderheit aus Südosteuropa (1814 bis heute). 2. Aufl., Köln (u.a.): Böhlau Verlag 2004, 572 S., 37 Abb., Ktn.**

Die 572 Seite umfassende Monografie von Ute Schmidt über die Deutschen aus Bessarabien ist eine Fallstudie zur Akkulturation und Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen in der Bundesrepublik Deutschland und damit zu einem Themenkomplex, der in der Forschung noch über einen längeren Zeitraum aktuell bleiben wird. Die zentrale Frage der Autorin lautet, wie und warum den Bessarabiendeutschen, einer im abgelegenen Landstrich Südosteuropas sozialisierten bäuerlichen Bevölkerung, eine vergleichsweise rasche Integration in Gesellschaften mit konträren Rahmenbedingungen – in die moderne, marktwirtschaftlich orientierte westliche Industriegesellschaft der alten BRD sowie auch in die sozialistische DDR – gelang. Weitere Fragen gelten dem Verlauf der Akkulturation und Integration dieser Menschen, der Herausforderung an die jeweilige in den Integrationsprozess einbezogenen Generation, den spezifischen Generationsbeiträgen zu den Integrationsabläufen, der Rolle der Vorprägungen und bisherigen Erfahrungen und schließlich dem Verhältnis zwischen den staatlich-gesellschaftlichen Maßnahmen und den Eigenbeiträgen der jeweiligen Generation zu den Akkulturations- und Integrationsabläufen.

Auf der Suche nach Antworten stellt die Autorin zunächst fest, dass es in der neueren Flüchtlingsforschung erhebliche Forschungsdefizite gibt, und zwar gerade dort, wo sie ansetzen will. Erhebliche Desiderata macht sie aus in Bezug auf Mehrgenerationenanalysen mit den jeweiligen Integrationsverläufen, die Rolle der bisherigen Prägungen und des mitgeführten „kulturellen Kapitals“, den Wert von Erfahrungen aus Brüchen durch Gebietsverschiebungen, Heimatverlust und aus dem Minderheitenleben, das oft von den Beziehungen zwischen

dem neuen und dem früheren Heimatland überschattet war. Als besonders eklatant erweist sich für die Autorin der Nachholbedarf bei Forschungen zur Lage der Flüchtlinge und Vertriebenen in der sowjetischen Besatzungszone bzw. auf dem Gebiet der ehemaligen DDR.

Die Autorin geht den zu behandelnden Fragen auf mehreren Ebenen und mit wechselnder Perspektive nach. Am Ende präsentiert sie eine Mischung aus geschichtlicher Längsschnittanalyse und einer auf biografischen Interviews basierenden Studie, in deren Mittelpunkt nicht nur, wie bislang eher die Regel, allein die Erlebnisgeneration steht, sondern auch die Kinder- und Enkelgeneration, die nach berechtigter Auffassung der Autorin in den Akkulturations- und Integrationsprozess in beiden deutschen Staaten einbezogen waren und ihn mitgestaltet hatten.

Der Einleitung folgt die Topografie und Ethnografie einer Landschaft zwischen Dnestr und Pruth, in der sich deutsche Russland-Einwanderer zwischen 1817 und 1822 niederließen und die bis 1917/18 ihre neue Heimat werden sollte. Hier gestalteten sich die Anfänge ihrer „kollektiven Biografie“, formten sich ihre Selbstbilder, Denk- und Deutungsmuster. Zu Grundstrukturen gefestigt, prägten sie nicht nur das Leben der Bessarabiendeutschen im Großrumänien der Zwischenkriegszeit nachhaltig, sondern auch im Dritten Reich und später in der BRD und in der DDR bis in die Generation der Enkelkinder. Prägend waren dabei sowohl die relativ kontinuierliche Entwicklung bis zur Aufhebung der kolonialen Sonderverwaltung in den 1870er Jahren als auch – und das in besonderer Weise – die rasante Abfolge von tiefen und schmerzlichen Einschnitten und Brüchen bis hin zum Wechsel der Staatsangehörigkeit nach dem Oktoberumsturz in Russland und der darauf erfolgten Eingliederung ihres Siedlungsgebiets in den Machtbereich von Großrumänien.

Im Kapitel, in dem das Leben der Bessarabiendeutschen in Rumänien skizziert wird, widmet sich die Autorin den Fragen, die für diese Menschen, aber auch für andere ins rumänische Großreich eingegliederte Volksgruppen zwischen Dnestr und Pruth von entscheidender Bedeutung waren: Wahrung der ihnen zugesicherten Minderheitenrechte und Mitsprache bei der Gestaltung ihres Schulwesens. Sie kommt zu dem Schluss, dass die Deutschen und ihre Nachbarn, die infolge der Gebietsverschiebung der Sowjetisierung entkommen konnten, insgesamt einer schroffen Rumänisierung ausgesetzt gewesen seien.

Die Tragik des Verhältnisses zwischen dem rumänischen Staat und der deutschen Minderheit in den 1930er Jahren bestand nach An-

sicht der Autorin darin, „dass der im Minderheitenvertrag verbriefte Anspruch auf Gleichberechtigung und angemessene Vertretungsrechte sowie ihr [der deutschen Minderheit; V.H.] Wunsch nach der Bewahrung ihrer tradierten kulturellen Autonomie in Bukarest nur aus taktischen Gründen und erst im Aufwind der extremen Rechten berücksichtigt wurde.“ (S. 97 f.)

In den der Umsiedlung und der Ansiedlung im „Warthegau“ und in „Danzig-Westpreußen“ gewidmeten Kapiteln wird die Tragik der Volksgruppe in besonderer Weise sichtbar. Die Bessarabiendeutschen, die der Einverleibung ins totalitäre Sowjetimperium dank des Molotov-Ribbentrop-Pakts entkommen konnten, landeten teils trauererfüllt aufgrund des Verlustes ihrer engeren Heimat, teils beseligt und berauscht, weil sie nun in die „wahre“ Heimat ziehen durften, im totalitären Hitlerreich, um als „Menschenmaterial“ für nationalistische Experimente zu dienen. Indem die Autorin einen überzeugenden Nachweis liefert, dass die bäuerlich geprägten Bessarabiendeutschen in der großen Masse nicht einmal in der Lage waren, Inhalte und Folgen dieser nicht nur gegenüber Polen und Juden, sondern auch gegen sie selbst gerichteten menschenverachtenden Projekte zu durchschauen, setzt die Autorin wichtige Akzente und leistet einen gewichtigen Beitrag zur Täter-Opfer-Problematik in der Forschung über deutsche Flüchtlinge und Vertriebene des Zweiten Weltkrieges.

Die Eingliederung der Bessarabiendeutschen in die deutsche Nachkriegsgesellschaft der westlichen Besatzungszonen beruhte nach Ansicht der Autorin auf Integrations-Leitbildern, deren wichtigsten Bestandteile das Zusammengehörigkeitsgefühl, die Selbsthilfe und der eindringliche Wille zur Integration waren. Auch sei es kein Zufall gewesen, dass die Bessarabiendeutschen nach Jahren nationalsozialistischer Religionsfeindlichkeit ein „Hilfswerk für evangelische Umsiedler“ gründeten, das auch nach Anschluss an die Evangelische Kirche Württemberg bzw. als Glied des „Hilfskomitees der Evangelischen Kirche Deutschlands“ landsmannschaftliche Arbeit leistete und die Integration in die bundesdeutsche Gesellschaft organisatorisch begleitete. Die Integrationsleistung der Bessarabiendeutschen, der Weg von drei Generationen zum Erfolg wird jedoch nicht schlichtweg als Erfolgsgeschichte dargestellt, sondern als die Summe von oft beschwerlichen Schritten und Mühen, denen stets der Wille zur Integration in diese Gesellschaft, Eigenverantwortlichkeit und Selbsthilfe zu Grunde lagen und die angebotene Hilfe des Staates wirksamer und erfolgreicher werden ließen.

Dem Leben und Wirken der Bessarabiendeutschen in der SBZ bzw.

der DDR, denen zwei weitere Brüche bevorstanden, einmal während der sozialistischen Umgestaltung der Landwirtschaft Anfang der 1950er Jahre und das andere Mal nach dem Ende der DDR, ist ein gesondertes Kapitel gewidmet. Nach Ansicht der Autorin ist ihnen auch dort, und zwar unter völlig anderen Rahmenbedingungen, eine vergleichsweise rasche Integration gelungen. Die Gründe des Erfolgs waren die zunächst gegebene Möglichkeit des „Wiederaufbaus“ einer bäuerlichen Existenz sowie die Nutzung von Erfahrungen ihrer „kollektiven Biografie“ und ihr Integrationswille. Dabei ist sich die Autorin im Klaren, dass es weiterer Forschungen bedarf, um das Bild zu vervollständigen.

Aus der Monografie wird aber auch ersichtlich, dass Nachforschungen für den Zeitraum zwischen 1940 und 1944/45 erforderlich sind, und zwar zum Ablauf der Ersteingliederung nach dem Verlassen der Aufnahmestellen und Lager. Viel Material dazu bietet beispielsweise die Druckschrift „Auf deutscher Scholle“, die dem Wochenblatt der Landesbauernschaft in Danzig-Westpreußen drei Jahre lang beigegeben war und in der Deutschen Bücherei in Leipzig zu finden ist. In der Monografie dominiert zuweilen eine „bessarabiendeutsche Sicht“ der Dinge, die dann in den biografischen Interviews logischerweise verfestigt wird, was der Arbeit nicht unbedingt zum Vorteil gereicht. So folgt die Darstellung der Russlandzeit in der Erfahrungsgeschichte der Bessarabiendeutschen teilweise Mustern, die in der neueren Forschung zunehmend mit Einwänden bedacht werden. Das betrifft die den Russlandeinwanderern zugeschriebene hervorragende berufliche Zusammensetzung, die Erfahrungen der ersten Siedlergeneration „in ländlichen Beschäftigungen und Handwerk“, die angebliche Einhaltung der vorgeschriebenen Erstausrüstung mit Eigenkapital, das harmonische Miteinander mit den benachbarten Ethnien. Die Studie hätte zweifelsohne davon profitiert, wenn die Autorin die interne Sicht in Bezug auf die interethnischen Beziehungen durch die Sicht der Russen und Kleinrussen auf die Bessarabiendeutschen ergänzt hätte, wie dies davor Detlef Brandes und Dietmar Neutatz in ihren Arbeiten über deutsche Kolonisten in der südrussischen Region getan haben. Sehr viel differenzierter werden in der neueren Forschung (Andreas Kappeler, Aleksej Miller, Dietmar Neutatz, Edward C. Thaden, Mariana Hausleitner) Prozesse analysiert, die allgemein als Russifizierung gedeutet werden. Gerade weil die Deutschen in Russland, auch die in Bessarabien, selbst unumgängliche Modernisierungsprozesse als Russifizierung wahrnahmen, sollte die Forschung solche Sichtweisen erklären und nicht unkritisch übernehmen.

Bei differenzierterer Betrachtung der Rumänisierungsprozesse hätte die Autorin ebenfalls sicherlich legitime Interessen des rumänischen Staates ausmachen können. Nicht unumstritten ist die Darstellung der Bessarabiendeutschen als „Ordnungsfaktor gegenüber revolutionären Tendenzen“ bei der blutigen Niederschlagung des Aufstandes von Tatar-Bunar im Jahre 1924, dessen zahlreichen Opfern das „politische Mitgefühl“ vieler europäischer Intellektueller von Weltrang galt. Es war doch in erster Linie die herrschende „Ordnung“ für die besonders prekäre wirtschaftliche Lage und die unverhohlene soziale und kulturelle Diskriminierung der slawischen Bevölkerung und damit, wenngleich auch bolschewistische Agenten ihre Hand im Spiel hatten, für deren Revolte verantwortlich. Der Bruch eines Tabus und damit des Grundsatzes, der für die Bessarabiendeutschen sowie auch für andere deutsche Kolonisten Südrusslands galt, sich aus Auseinandersetzungen der Nachbarn untereinander und mit der Staatsmacht herauszuhalten und nur bei akuter Gefahr zum Selbstschutz als einzigem legitimen Mittel zu greifen, bedarf Erklärungen, die mehr überzeugen als der bloße Hinweis, es habe sich ja um einen bolschewistischen Aufstand gehandelt.

Ebenfalls nicht unumstritten erscheint die allzu häufige Verwendung der Begriffe „Pioniergeist“ und „protestantische Arbeitsethik“. Insbesondere die stetige Hervorhebung der „protestantische Arbeitsethik“ bleibt mit dem Makel der nachträglichen Harmonisierung der früher von deutschen Minderheiten im Ausland, ob nun protestantisch oder katholisch, so oft und bewusst herausgestellten vermeintlichen Eigenschaften oder Qualitäten wie „deutscher Fleiß und deutsche Arbeit“ oder „deutsche Art“ und „deutsche Treue“ behaftet. Gerade an dieser Stelle hätte die Autorin ansetzen und zeigen können, dass derartige Sichtweisen leicht zu instrumentalisieren waren, weil sie auf äußerlich weitestgehend gleiche, inhaltlich jedoch bereits rasentheoretisch untermauerte Sichtweisen stießen.

Diese kritischen Anmerkungen sollen den Wert der Studie keineswegs schmälern. Ute Schmidt hat mit ihrer auf zahlreichen Dokumenten, darunter aus Privatarchiven aufbauenden und reich illustrierten Monografie Maßstäbe für Forschungen über die Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen im Nachkriegsdeutschland gesetzt. Gerade weil sie ein komplexes Geschichtsbild entworfen hat, sind (auch für sie) Bereiche sichtbar geworden, bei deren Erforschung Nachholbedarf besteht und eventuell auch neue Sichtweisen gefragt sind.

Victor Herdt, Göttingen

**Frank M. Schuster, Zwischen allen Fronten. Osteuropäische Juden während des Ersten Weltkrieges (1914–1919). Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2004, 562 S., 16 Abb. auf Tafeln (Lebenswelten osteuropäischer Juden. 9).**

In seiner Dissertation untersucht Frank Schuster auf breiter Literatur- und Quellenbasis die Lage der jüdischen Bevölkerung in den osteuropäischen Kriegsgebieten zwischen dem Baltikum und Galizien während des Ersten Weltkriegs. Der Autor bezieht in seine Studie nicht nur umfangreiches Archivmaterial ein, sondern stützt sich ganz bewusst in erheblichem Umfang auf jüdische Selbstzeugnisse in Form von Erinnerungen, Autobiografien, ja selbst fiktionalen literarischen Texten. Dementsprechend nehmen methodische Überlegungen zur Bedeutung von Erinnerung und zu Literatur als historischer Quelle breiten Raum ein (Kap. II, S. 57-110). Methodisch beruft sich der Autor zum einen auf den lebensweltlichen Ansatz in den Studien von Heiko Haumann und indirekt auf Jürgen Habermas' Kommunikationstheorie, der möglichst viele Aspekte aus der Sicht der Akteure zu erfassen sucht und ein größeres Gewicht auf individuelle Handlungsspielräume legt als klassische sozialgeschichtliche Ansätze. Unter Bezug auf Maurice Halbwachs und Dan Diner hebt Schuster anschließend die zentrale Rolle des „kollektiven Gedächtnisses“ und des „Erinnerns“ für jüdische Identität hervor. In seiner Darstellung versucht er die umfangreiche Memoiren- und Erinnerungsliteratur für die Rekonstruktion jener „jüdischen Lebenswelt“ im östlichen Mitteleuropa während des Ersten Weltkriegs und kurz danach zu nutzen.

In den Kapiteln III bis VI werden die Ereignisse vom Kriegsausbruch 1914 bis zu den Unabhängigkeitskämpfen nach Kriegsende 1918 nachgezeichnet, in Kapitel VII wird eine kurze Zusammenfassung und ein Ausblick auf die Nachwirkungen des zwischen 1914 und 1918 geschürten Antisemitismus auf das Verhalten der Soldaten zu Beginn des Zweiten Weltkriegs geboten.

In Kapitel III wird die Zeit unmittelbar zu Kriegsbeginn im August 1914 behandelt. Im ersten Abschnitt (beginnend mit S. 112, nicht S. 114, wie im Inhaltsverzeichnis angegeben) stellt Schuster jüdische Reaktionen auf den Kriegsausbruch vor. In offiziellen Stellungnahmen jüdischer Politiker in Galizien ebenso wie in Russland überwogen ganz deutlich patriotische Töne, während in privaten Erinnerungen die Stimmung geteilt war. Je nach Stellung zur Religion und nach der generationellen Zugehörigkeit schwankte die Haltung zwischen Kriegsbegeisterung und großer Furcht vor dem Kommenden. In den

ersten Wochen bereits musste sich die österreichisch-ungarische Armee aus weiten Teilen Galiziens und der Bukowina zurückziehen. Seitens der Armeeführung wurde eine Taktik der „verbrannten Erde“ angewandt, ohne Rücksicht auf die Zivilbevölkerung. Trotzdem kritisierten Armeekreise die flüchtenden Zivilisten als „unpatriotisch“ (S. 122-128). Ausführlicher geht der Autor auf die jüdische Sicht der ersten Kriegsmonate in Galizien ein (S. 128-160). Neben den Erinnerungen von Moses Rosenkranz an die Flucht (S. 141-145) stehen längere Unterkapitel zu Julian Strykowski's „Austeria“ (S. 133-141) und den Erinnerungen von Manes Sperber (S. 145-160). Diese beiden hochliterarischen Texte werden durch theoretische Überlegungen zum Habsburg-Mythos methodisch eingerahmt, doch der Textabschnitt unter der Überschrift „Götterdämmerung: Die Stimmung bei den Juden zu Kriegsbeginn in Galizien“ zeigt auch die darstellerischen Fallstricke im Umgang mit literarischen Quellen. Aus den Erinnerungen Moses Rosenkranz' zitiert Schuster eine Bemerkung über seinen bevorstehenden Tod, dass er „wie ein [G]roßer des Landes, in kaiserlicher Pflege verschieden und auf Staatskosten begraben [sein werde]“ (weil er zuletzt im Armenhaus lebte), und legt ihr eine prophetische Bedeutung bei. Den Tod des Moses Rosenkranz sieht er als „Vorwegnahme des Todes des Kaisers und des Untergangs der österreichisch-ungarischen Monarchie“ (S. 131). Angesichts des Umstands, dass der Autor dieser Erinnerungen diese Ereignisse gar nicht mehr erlebt hat (er verstarb ja im Jahre 1914), stellt dieser Passus eine Literarisierung dar, welche die Quelle – gelinde gesagt – überfordert. Dieses und ähnliche Fragmente im Buch tragen unzweifelhaft zum Leseerlebnis bei (das Buch ist spannend zu lesen), doch sie verwischen auch die Grenzen zwischen historischer Analyse und Geschichtenerzählen.

In Kapitel IV (S. 161-234) wendet sich Schuster der Zeit der russischen Besatzung in Ostpreußen, Galizien und der Bukowina zu. Nach einem kurzen Überblick über die russische Besetzung Ostpreußens rückt er die Reaktion des russischen Militärs auf die bald einsetzenden Niederlagen in den Mittelpunkt. Aus Sicht der Armeeführung boten sich die Juden als Sündenböcke an, um von eigenen Fehlentscheidungen abzulenken. Dieser Punkt wird anhand von Verwaltungsschrifttum und Erinnerungen von Militärs überzeugend herausgearbeitet. Problematisch erscheint aber Schusters Erklärungsansatz, dass die Juden trotz aller Integrationsbemühungen ein „Fremdkörper“ im russischen Staat geblieben seien (S. 166). Der Verweis auf einen tiefer liegenden Antisemitismus als Hintergrund für die Sündenbock-

Propaganda liegt auf der Hand, doch das hat nichts damit zu tun, ob die Juden ein „Fremdkörper geblieben“ seien. Das Wesen der antisemitischen Rhetorik liegt gerade darin, dass sie keines „realen Hintergrunds“ bedarf – wie der Autor in seiner Studie nicht nur hier, sondern auch in den folgenden Kapiteln immer wieder deutlich macht.

Der folgende Abschnitt richtet den Blick auf Galizien und die Bukowina (S. 169-195). Der Autor schildert zunächst die Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung während der russischen Besatzung, wobei er sich zur Rekonstruktion der Ereignisse auf amtliche Quellen stützt, die er mit ausführlichen Zitaten aus Strykowski's „Austeria“ illustriert (S. 169-179). Trotz der Aussagen von russischen Offizieren, die keine Anhaltspunkte für ein feindliches oder schädigendes Verhalten der jüdischen Bevölkerung im Kriegsgebiet erkennen konnten (S. 179 ff.), wurden Deportationen und Geiselnahmen angeordnet und durchgeführt, zum Teil wurden jüdische Geiseln (bevorzugt Gemeindevorstände) ins Innere Russlands verschleppt. Die Besatzungspolitik führte schnell zur Verelendung der jüdischen Bevölkerung. Trotzdem kam es in einzelnen Erinnerungen zu einer Verklärung der russischen Besatzungszeit. Schuster polemisiert (S. 193 ff.) mit den Erinnerungen Salcia Landmanns und kontrastiert ihre Erinnerungen mit anderen Quellen, um diese Verklärung aufzubrechen.

Im nächsten Großabschnitt in Kapitel IV (S. 195-232) wird auf die Juden im Inneren des Russischen Reichs geblickt. Auch hier waren Ausweisungen und Deportationen an der Tagesordnung. Sehr aufschlussreich ist Schusters Rekonstruktion und Analyse der „Legende von Kuzi“, welche der Ausweisung der Juden aus Kurland zugrunde lag (S. 203-206). Zur Erklärung militärischer Misserfolge wurde eine Verratslegende konstruiert und in den russischen Medien verbreitet, die bei den Militärs vor Ort kaum Interesse hervorrief, dafür aber bei der Regierung und der Armeeführung. Aus jüdischen Erinnerungen rekonstruiert Schuster ein eindrucksvolles Bild der Verelendung infolge der Deportationen, als Hunger, Seuchen, Schmuggel und Prostitution sich ausbreiteten. Beim Rückzug der russischen Armee aus den Ostseeprovinzen kam es erneut zu Pogromen, verstärkt wurden antisemitische Ressentiments instrumentalisiert, um die militärischen Rückschläge gegenüber den russischen Soldaten und der Öffentlichkeit im Russischen Reich zu rechtfertigen. Als sich die Front weiter nach Osten verschob und die Deportationen eine Erweiterung des Ansiedlungsrayons nötig machten, kam es in Regierungskreisen zwar zu Diskussionen um die Deportationspolitik, doch eine Umorientierung der Politik blieb aus (S. 221-232).

In Kapitel V (S. 235-418) widmet sich Schuster dem längsten Teil des Ersten Weltkriegs, in dem die Gebiete von der Ostsee bis zur Bukowina unter der Besatzung der Mittelmächte standen. Noch während des Vormarsches versuchte die Propaganda der Mittelmächte, auch die jüdische Bevölkerung zur Unterstützung zu gewinnen (S. 235-239). Nach der Wiedereroberung Galiziens und der Bukowina blieb von diesen Erklärungen nichts übrig. Allerdings macht Schuster deutlich, dass es 1915 auch gegen Ruthenen und Rumänen zu Übergriffen kam (S. 241 f.). Schnell sorgte jedoch das Interesse an der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung für ein Ende der Ausschreitungen. Diskriminierende Praktiken blieben jedoch an der Tagesordnung. Behinderungen im Wirtschaftsleben nahmen vielen Juden die Existenz, worauf die Verwaltung mit Zwangsarbeitsmaßnahmen gegen die „arbeitsscheuen“ Juden reagierte (S. 287-328). Zwei Abschnitte widmet Schuster der Tätigkeit der jüdischen Gemeinden. Im ersten zeichnet er anhand von Verwaltungsschrifttum die Reorganisation der Gemeinden unter der Besatzung nach (S. 267-287), im zweiten beleuchtet er die Praxis unter Besatzungsbedingungen (S. 328-357). Kurz geht er auf die Lage der Flüchtlinge ein (S. 357 ff.) und zeichnet dann eingehend das kulturelle (S. 359-384) und politische Leben (S. 384-418) der jüdischen Bevölkerung unter der Herrschaft der Mittelmächte nach. In diesen beiden Punkten kann er sich auf eine Vielzahl zeitgenössischer innerjüdischer und amtlicher Quellen stützen. Sie zeigen ein beachtliches Maß an Selbstorganisation in einem prekären und von ständiger Unsicherheit geprägten Umfeld.

Das Ende des Krieges und der Abzug der Mittelmächte ließ die gewaltsamen Ausschreitungen gegen die Juden an allen Abschnitten der Front wieder aufleben, allerdings war es diesmal die Zivilbevölkerung und nicht das Militär, welche die führende Rolle bei den Pogromen innehatte (Kap. VI, S. 419-454). Der Autor schildert die Gewalt an vielen Orten des zerfallenden Habsburgerreiches und geht danach ausführlicher auf die Pogrome im nördlichen Frontabschnitt, in Pinsk und Vilna (sic!) ein. Die Berichte von Zeitgenossen über die Ausschreitungen werden ergänzt durch Erinnerungen, in denen aus der Rückschau eine Einordnung der Ereignisse unternommen wird.

Eine solche Einordnung in den breiteren Kontext der geschichtlichen Entwicklung versucht Schuster im abschließenden Kapitel VII (S. 455-490). Die eigentliche Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse fällt dabei mit gut zwei Seiten recht knapp aus (S. 458 ff.). Nach einem Ausblick auf den Krieg in jüdischen Erinnerungen (S. 460-

466) unternimmt er in einem längeren Abschnitt („Vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg. Ein Ausblick“, S. 466-490) den Versuch, die Wirkungen der während des Ersten Weltkriegs verfestigten antisemitischen Stereotypen während der Weimarer Republik und zu Beginn des Zweiten Weltkriegs fortzuzeichnen. Dieser letzte Abschnitt hat erneut eher einen illustrierenden denn analytischen Charakter. Die angeführte Geschichte von Moise Trumpeter (aus Johannes Bobrowskis „Mäusefest“) ist nicht eigentlich eine Illustration des Antisemitismus eines jungen Soldaten, und sie ist schon gar nicht nötig, um Schusters Kernaussagen zu bekräftigen.

Dem Autor ist es überzeugend gelungen, ein sehr facettenreiches Bild von den Lebensumständen der jüdischen Bevölkerung entlang der Ostfront im Ersten Weltkrieg zu zeichnen und zugleich Ursachen und Wirkungsmechanismen antisemitischer Propaganda in dieser Zeit aufzuzeigen. Durch die konsequente Akteursperspektive vermeidet er die Gefahr, eine reine Erleidensgeschichte zu schreiben, und arbeitet die Handlungspotenziale der jüdischen Menschen in einer doppelt feindlichen Umwelt heraus. Indem er an vielen Stellen literarische Texte zu Wort kommen lässt, erhöht er die Anschaulichkeit seiner Darstellung. Diese Texte machen aber auch die schmale Gratwanderung zwischen historischer Analyse und außerhistorischer Illustration deutlich und regen zu weiterem Nachdenken über die Möglichkeiten einer Verflechtung von Erinnerungs- und sozialgeschichtlichen Analysen an. Nur am Rande, aber doch vermerkt werden muss der nachlässige Umgang mit diakritischen Zeichen bei zahlreichen slavischen, insbesondere polnischen Begriffen. Insgesamt stellt Frank Schusters Buch einen wichtigen Beitrag nicht nur zur jüdischen Geschichte des frühen 20. Jahrhunderts, sondern auch zur Frage nach den Handlungsoptionen von Zivilbevölkerungen im Ersten Weltkrieg dar.

Jürgen Heyde, Halle-Wittenberg

**Darius Staliūnas, Making Russians. Meaning and Practice of Russification in Lithuania and Belarus after 1863. Amsterdam/New York: Rodopi 2007, 465 S., Abb. (On the Boundary of Two Worlds: Identity, Freedom, and Moral Imagination in the Baltics. 11).**

Theodore R. Weeks hat in einem Artikel zum Problem der „Russifizierung“ im Russischen Imperium darauf hingewiesen, dass Letztere – nimmt man ihren Anspruch im Sinne ihrer Gegner für voll –

komplett gescheitert sei.<sup>1</sup> Gerade die Zeit, die gemeinhin als ihr Höhepunkt gilt, die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, ist ja als die Phase des „nationalen Erwachens“ der „kleinen“ nicht-russischen Völker des Reichs in die Geschichtsbücher eingegangen. In diesem Kontext lohnt es sich darauf hinzuweisen, wie ungerecht zuweilen Begriffe sein können, war doch „Russifizierung“ in gewisser Hinsicht auch nur ein Ausdruck des „nationalen Erwachens“ eines zugegebenermaßen „großen“ Volks – welches sich nun vor der Herausforderung sah, „sein“ multinationales Imperium irgendwie russischer zu machen, wenn nicht gar ebenfalls einen Nationalstaat anzustreben, wofür allerdings die Russen erst einmal selbst zu Russen gemacht werden mussten. Tatsächlich ist der Begriff der „Russifizierung“, den auch Staliūnas im Titel seines Buchs nennt, aber erst im dritten Kapitel ausführlicher diskutiert, eher ein Kampfbegriff der Gegner jeglicher Integrationspolitik, ein Begriff, mit dem sich die Forschung schwer tut, zumal ihn die eigentlichen Akteure, als die gemeinhin die Repräsentanten des Imperiums oder pauschal als „die Russen“ angesehen werden, ja weitgehend vermieden haben. Im Sinne der Gegner wurde „Russifizierung“ aber gerade auch im Kontext des „kurzen“ 20. Jahrhunderts fast zu einem Synonym für einen weiteren umstrittenen Begriff: dem des „Genozid“.

Tatsächlich war die russische bürokratische Praxis, die heute sehr viel stärker als zuvor in den Blickpunkt einer jüngeren Generation von Historikerinnen und Historikern gerät, weit davon entfernt, derartig mörderische Tendenzen auch nur zu erwägen. Aber wie in der Genozidforschung macht sich nun auch die Imperiumsforschung endlich daran – um im Vokabular zu bleiben –, von der „Opfer-“ auf die „Täterperspektive“ umzuschalten. Auch Staliūnas verfolgt dieses Ziel, da er zugleich das andere Extrem der traditionellen Historiografie, dem zufolge das Imperium auf Herausforderungen der nicht-russischen Gruppen lediglich reagiert habe, mit Recht bestreitet. Allerdings sei gleich gesagt, dass sich sein Buch keineswegs als Einführung in dieses komplexe Thema lesen lässt: Es beschränkt sich auf einen kurzen Zeitabschnitt (die 1860er Jahre) und eine spezifische Region. Dabei verschlägt es einem aufgrund der Vorliebe für Details die Lust auf jegliche komparative Generalisierung. Was für den Spezialisten der imperialen Politik in den litauisch-belorussischen Gebieten in der Zeit des Polnischen Aufstands nur als Fundgrube

---

<sup>1</sup> Theodore R. Weeks, *Russification: Word and Practice 1863–1914*, in: *Proceedings of the American Philosophical Society* 148 (2004), S. 471–489, hier S. 471.

bezeichnet werden kann, lässt den allgemein an der imperialen russischen Nationalitätenpolitik interessierten Leser zuweilen etwas orientierungslos zurück, da ihm scheinen muss, als fehle dem Buch der rote Faden. Hierfür gibt es allerdings Gründe. Zum einen merkt man den einzelnen Kapiteln an, dass einige von ihnen bereits in Artikelform veröffentlicht worden sind. Zum anderen liegt dies an der (sehr berechtigten!) These des Autors, der sich der traditionellen Ansicht widersetzt, die Zarenregierung habe das konsequente Ziel verfolgt, Mitglieder anderer nationaler Gruppen zu assimilieren (S. 21).

Somit besteht ein guter Teil des Buchs darin zu differenzieren, welche Vorstellungen in verschiedenen Segmenten der imperialen Bürokratie im Hinblick auf verschiedene ethnische Gruppen an Vorstellungen geherrscht haben, diese dem Rest des Reichs anzugleichen. Eng an den Quellen gearbeitet, lässt sich der methodische Ansatz als Diskursanalyse beschreiben. Der Blick auf den Exekutor einer inkonsistenten Politik, der von den aufstrebenden und vom Aufstand befeuerten öffentlichen Diskursen der Nation stärker beeinflusst war als von den Vorstellungen einer dynastisch und/oder konfessionell denkenden Zarengewalt, verrät somit mehr über den lokalen Kontext der im Namen des Imperiums durchgeführten Politik als über einen ohnehin nur virtuell vorstellbaren zentralen Ort, an dem Prinzipien der Herrschaft über nicht-russische Regionen formuliert worden wären. Genau dies spiegeln die scheinbaren Inkonsistenzen des Buchs, die den Lesefluss leider nicht befördern – dankbar liest man daher die knappen Zusammenfassungen, die der Autor seinen Kapiteln (und zuweilen auch den Subkapiteln) hinzugefügt hat.

In der wiederum sehr konzisen Einleitung positioniert Staliūnas seine Studie im Kontext der internationalen Nationalismus- und Imperiumsforschung zum Russischen Reich, indem er deren wichtigste Etappen rekapituliert. Das erste Kapitel widmet sich der administrativen Stellung des so genannten Nordwest-Gebiets („Severo-zapadnyj kraj“) – allein diese Bezeichnung verdrängte ja bewusst die historischen Begriffe Žemaiten und Litauen – und vor allem der heutigen litauischen Hauptstadt Vilnius, die damals in russischen Augen vor allem als polnisches Zentrum galt. Sollte Vilnius nun zum „centre of Russianness“ aufgewertet werden, wie man unmittelbar nach dem Aufstand anstrebte, oder ließ man dies aufgrund des fraglichen Erfolgs bleiben und reduzierte den administrativen Status der Region etwa durch die Abschaffung des Generalgouvernats, wie es am Ende der 1860er Jahre geschah? Wenn es einen Konsens in der Frage der Behandlung der litauischen, belorussischen und ukrainischen Bevölke-

rung gab, dann zielte dieser in dem Maße, in dem sich allmählich ein ethnisch gestrickter Blick auf die Diversität der Region durchsetzte, auf deren Herauslösung aus ihren kulturell-religiösen Verbindungen mit den Polen.

Diesem wachsenden Verständnis des Imperiums als Konglomerat verschiedener Ethnien zollte die lokale Administration im Nordwest-Gebiet spätestens nach 1863 Tribut, zumal die Belorussen und Ukrainer von den Beamten zunehmend als integraler Bestandteil der russischen Nation angesehen wurden. Im zweiten Kapitel wird nachgezeichnet, welche Konsequenzen sich aus dieser Einsicht ergaben. Tatsächlich wurde keine stringente Nationalitätenpolitik etabliert, da die Positionen der herrschenden Elite doch recht widersprüchlich blieben. Sollte man nun die nicht-dominanten ethnischen Gruppen unterstützen, um gegen die vermeintliche Polonisierung der Region anzukämpfen, oder kam dies schon genau deswegen nicht infrage, weil die Belorussen und Ukrainer als Russen angesehen wurden? Zwar erhob sich gegen eine Depolonisierung der katholischen Litauer kein Widerstand, doch gab es weiterhin unter den konservativen Emissären St. Petersburgs die Tendenz, mit dem polnischen Adel zu kooperieren und jegliche Unterstützung für Ukrainer und Belorussen als gefährliches soziales Experiment anzusehen.

Vor allem rhetorisch bekam die Vorstellung, letztere stärker in die russische Nation zu integrieren, die Oberhand. Der Bedeutung einer wie auch immer gearteten „Russifizierung“ der Region – kaum einmal wird im offiziellen Diskurs von der „Russifizierung“ der Litauer oder Letten gesprochen, während die Belorussen und Ukrainer ja ohnehin schon „Russen“ waren – geht das dritte Kapitel nach. Hier wird in erster Linie deutlich gemacht, dass es dabei in russischer Sicht auch um die Wiederherstellung der historischen Gerechtigkeit ging, schließlich galt die Region als „ursprünglich“ im ethnischen Sinne russisch. Russische Nationalitätenpolitik differenzierte zudem ihre Objekte: Was für die Belorussen meist Assimilation bedeutet habe, hieß im Falle der Polen eher politische Integration, während von den Juden Akkulturation und Integration erwartet worden seien. Wesentlich aber ist in diesem Zusammenhang Staliūnas' Nachweis, wie stark der Einfluss von Publizisten wie z.B. Michail Katkov und seinen „Moskovskie Novosti“ („Moskauer Nachrichten“) auf die Provinzialbeamten tatsächlich war.

Ein ausführliches viertes Kapitel untersucht die politische Praxis der zarischen Beamten bei der Anwendung nationaler Kategorien im Zuge der angestrebten Depolonisierung – ein Prozess, der, wie der

Autor mit Recht bemerkt, die Beamten selbst erst nationalisierte, indem er sie zwang, diese neuen nationalen Kriterien zu praktizieren (S. 127). Egal, ob es um die Reduzierung des Landbesitzes polnischer Gutsherren mit Hilfe der Steuerpolitik ging oder um die Ersetzung polnischer Lehrer und Beamter bzw. die Einführung eines polnischen *numerus clausus* an den Universitäten, das Problem der Identifikation eines „Polen“ blieb. Selbst wenn der offizielle Diskurs kaum einmal die Gleichsetzung Katholizismus = Pole formulierte, waren es doch meist religiöse Kriterien, die zur Unterscheidung angewandt wurden; so waren orthodoxe Bauern im Blick der Bürokratie zweifellos Russen, katholische „potentielle Polen“. Probleme ließen dabei nicht lange auf sich warten, denn was sollte nun mit katholischen deutschbaltischen Gutsbesitzern passieren? War ein zur Orthodoxie konvertierter Pole von nun an als „Russe“ anzusehen? Mehr und mehr setzte sich die Gewissheit durch, dass jede Form von Assimilation – oder von „Annäherung“ („sbliženie“) bzw. „Verschmelzung“ („slijanie“) an die Russen – als ein Prozess von Generationen angesehen werden müsse. In diesem Zusammenhang wurde nun die Frage der Litauer akut, die zwar nicht in dem Maße der diskriminierenden antipolnischen Politik der Behörden unterlagen, deren zukünftige Hinwendung zum Russentum aber ebenfalls zunehmend bezweifelt wurde.

Im fünften Kapitel werden die Bemühungen betrachtet, die Region mit Hilfe der Konversionen zur Orthodoxie „russischer“ zu machen. Hier geht Staliūnas detailliert auf lokale Unterschiede ein, aber auch auf die durchaus nicht einheitliche Haltung der Behörden hierzu: Handelte es sich dabei um einen langfristig zu implementierenden Prozess oder sollte ein gewisser Zwang ausgeübt werden dürfen? Tatsächlich konnte es nicht ausbleiben, dass die Idee einer Kirchenunion diskutiert wurde, die aber in St. Petersburg (Innenminister Petr Valuev) im Hinblick auf Russlands Außenbeziehungen nicht überall willkommen geheißen wurde. Der Streit um die Frage, wie die Katholische Kirche depolonisiert werden sollte, verweist auf die Diskussion innerhalb der sich über das nationale Thema konstituierenden russischen Öffentlichkeit,<sup>2</sup> in der auf der einen Seite Katkov bereit war, einen belorussischen Katholiken als „Russen“ anzuerkennen, während Ivan Aksakov auf der Orthodoxie als Kennzei-

---

<sup>2</sup> Andreas Renner, *Russischer Nationalismus und Öffentlichkeit im Zarenreich 1855–1875*. Köln/Weimar/Wien 2000 (Beiträge zur Geschichte Osteuropas. 31); ders., *Defining a Russian Nation: Mikhail Katkov and the ‚Invention‘ of National Politics*, in: *Slavonic and East European Review* 81 (2003), S. 659–682.

chen des Russentums beharrte. Erneut lag ein Kompromiss in weiter Ferne.

Neben der Konfession war es die Sprache, die als Kennzeichen der Nation anzusehen auch wissenschaftliche Unterstützung fand. Polnisch zu sprechen, wurde verboten und die Topografie der Straßen in Vilnius russifiziert, indem sie nun nach zentralrussischen Städten benannt wurden. Diese Form der administrativen Diskriminierung ging hier weiter als im Königreich Polen, das als imperialer Besitz angesehen wurde und nicht als seit alters her russisches Gebiet: Von nun an konnte man überall im Reich Polnisch reden – nur nicht in Kaunas oder Vilnius. Das sechste Kapitel über Sprache und Bildung beschäftigt sich ausführlich mit den Maßnahmen gegen polnische Lehrer und polnische Bücher, aber auch mit der Frage, welche Zukunft dem Jiddischen zugesprochen werden sollte.

Im Hinblick auf die Einführung der kyrillischen Schrift für das Litauische macht Staliūnas darauf aufmerksam, dass es auch hier in den 1860er Jahren einen wesentlichen Unterschied zwischen der im Königreich Polen und der in den Nordwest-Provinzen implementierten Politik gab. Im ersteren Fall sollte die Entwicklung des Litauischen gefördert werden, um die Litauer von den Polen zu emanzipieren und sie mit Hilfe des Alphabets an die russische Kultur zu akkulturieren. Merkmal für diese Politik war, dass das Litauische selbst in den höheren Schulen nicht vom Lehrplan verschwand. Die administrative Praxis in den Nordwest-Provinzen hingegen lief darauf hinaus, das Litauische so weit wie möglich dem Russischen anzunähern; hier war Russisch von der ersten Klasse an Pflicht und dem Litauischen gebührte die Rolle einer Hilfssprache, zumal bewusst Lehrer eingesetzt wurden, die die lokale Sprache nicht verstanden. In letzter Konsequenz sollten die Litauer, deren Religiosität in den Vorstellungen der Beamten dem Fanatismus „potentieller Polen“ gleichkam, über das kyrillische Alphabet und die russische Sprache zur Orthodoxie konvertiert werden. Den Beamten ging es also um eine möglichst weitgehende Assimilation, selbst wenn ihnen durchaus klar war, dass dies nicht von heute auf morgen geschehen würde. Letztlich aber, so Staliūnas, sei es beiden Fraktionen im Endeffekt darum gegangen, in den westlichen Grenzländern des Russischen Reichs in der Zukunft dem Russischen und der russischen Kultur einen gebührenden, wenn nicht gar dominierenden Platz zu sichern.

In seinem Schlusswort weist Staliūnas nachdrücklich darauf hin, dass strukturell ähnliche Maßnahmen in Bezug auf unterschiedliche ethnische Gruppen durchaus unterschiedliche Ziele haben konnten.

Stets jedoch habe dabei die traditionelle *divide et impera*-Politik, der Loyalität über alles ging, ihren Einfluss geltend machen können. Wie komplex die Frage der Implementierung einer zielgerichteten Politik selbst in einem – nach russischem Maßstab – relativ überschaubaren nicht-russischen Gebiet sein konnte, zeigt diese Studie überaus deutlich. Auch ihr Autor lässt keinen Zweifel daran, dass die russische Lokaladministration ihre Ziele nicht erreicht hat, auch wenn er sich am Schluss erlaubt, ein Szenario zu kreieren, dem zufolge bei behutsamerem Vorgehen der Behörden im Falle der Litauer eine höhere Akzeptanz für die Annahme des kyrillischen Alphabets durchaus vorstellbar gewesen sei. Aber wie dem auch sei, letzten Endes ging es bei all diesen Auseinandersetzungen um die Kategorien des Fremden in russischer Perspektive auch um die Definition dessen, was als das Eigene anzusehen war. In diesem Kontext hat der Titel des Buches „Making Russians“ einen extrem treffenden Doppelsinn.

Im Grunde ließe sich wohl eine Linie ziehen zu den Problemen, mit denen sich die deutsche Oberost-Verwaltung im Ersten Weltkrieg bei ihrem Versuch konfrontiert sah, mit Hilfe ethnischer Kategorien Ordnung in die multikulturelle Gemengelage der Region zu bringen.<sup>3</sup> Aber wie gesagt, der Autor der hier anzuzeigenden Studie hält sich zurück mit derartigen Verallgemeinerungen oder Vergleichen, auch wenn er natürlich deren Notwendigkeit einsieht. In dieser Hinsicht dürfen wir auf zukünftige Arbeiten, die mit Sicherheit von Staliūnas' Studie angeregt werden, gespannt sein.

Karsten Brüggemann, Tallinn

---

<sup>3</sup> Siehe hierzu Vejas Gabriel Liulevicius, *War Land on the Eastern Front. Culture, National Identity, and German Occupation in World War I*. Cambridge 2000 (Studies in the Social and Cultural History of Modern Warfare. 9).

**Vom Symbol zur Realität. Studien zur politischen Kultur des Ostseeraums und des östlichen Europas, hrsg. v. Walter Rothholz u. Sten Berglund. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2008, 400 S.**

Das Thema „politische Kultur“ hat einen vielfältigen Rahmen im Bereich der Sozialwissenschaften und auch viele analytische Objekte geschaffen. Die Herausgeber Walter Rothholz und Sten Berglund des Sammelbands „Vom Symbol zur Realität. Studien zur politischen Kultur des Ostseeraums und des östlichen Europas“ (mit englisch- und deutschsprachigen Beiträgen) verfolgen zwei Hauptziele: einer-

seits einen Beitrag zur theoretischen Definition „politischer Kultur“, andererseits eine empirisch-fundierte Untersuchung „politischer Kultur“ am Beispiel des Ostseeraums und des östlichen Europas.

Sowohl in der Einführung von Walter Rothholz als auch in dem ersten Beitrag von Mathias Hildebrand zu „Civil religion and political culture in intercultural prospects“ werden die bekanntesten Definitionen von „politischer Kultur“ besprochen. Die Autoren wenden sich gegen ein liberales Verständnis des Begriffes, u.a. gegen das oft zitierte Werk von G. Almond und S. Verba „The Civic Culture: Political Attitudes and Democracy in Five Countries“ (1963). Ihrer Meinung nach werden Bereiche der Gesellschaft nicht von etwaigen festen Ideologien (Mythen, religiösen Symbolen) beeinflusst, sondern im Gegenteil, um den „missing link“ zwischen Menschen und Institutionen zu begreifen, „we can only comprehend individuals when taking the ontology of the way society sees itself into account“ (S. 10). In diesem Sinne ist denn auch der erste Teil des Sammelbandes „Vom Symbol zur Realität“ zu verstehen. In diesem Verständnis ist die Autonomie des Menschen viel geringer als erwartet und – so Rothholz – es sei das, was die Menschen aus Ostmitteleuropa gemeinsam hätten. Daher wird im Sammelband keine umfangreiche Theorie „politischer Kultur“ angeboten, sondern „Ausschnitte aus verschiedenen politischen Regimen“ (S. 10) vorgestellt, die von Autoren aus den jeweiligen nord- und ostmitteleuropäischen Ländern verfasst wurden.

Interessiert man sich für „politische Kultur“, so steht auch die Gegenüberstellung von Nation und internationalen Normen im Mittelpunkt. Daher bildet der Beitrag von Martin Sattler „From nation state to member state of the European Union. Reflections on nationalism in the 21<sup>st</sup> century“ eine gute Einleitung in das empirische Feld der Nationen Nord- und Ostmitteleuropas des 21. Jahrhunderts. Dasselbe gilt für die Analyse von Norbert Götz „Corporatism and Universalism in Foreign Affairs: The Case of Civil Society Inclusion in Swedish Delegations to the General Assembly of the United Nations“. Mit beiden Themen werden nationale Erfahrungen mit „homogenisierenden“ Normen konfrontiert. Es wird auch gezeigt, inwiefern Geschichte eine Rolle spielt und Traditionen, wie etwa der Korporatismus in Schweden, sich neuen Situationen anpassen.

Nach der Behandlung der internationalen Ebene folgt im Sammelband die mehr klassische Ebene des Nationalstaates. Die Beiträge werden dabei von Nord nach Süd aneinandergereiht. Mikko Lagerspetz betrachtet, wie sich Individualismus im post-sozialistischen Estland in Beziehung zur Gesellschaft und dem Staat definiert, Stephan Kessler,

wie sich eine Sprachpolitik in Lettland mit Rücksicht auf eine starke nationale Minderheit entwickelt, und Nicolas Winkler, welche Rolle Mythen für das nationale Bewusstsein in Litauen spielen. Während Zdzisław Krasnodębski „Poland’s civil religion“ (um nicht das Wort „secularisation“ zu verwenden) und ihre liberale Dekonstruktion behandelt, erläutert François Guesnet die polnische jüdische „politische Kultur“. Weiter werden von Wilfried Jilge ukrainische nationalstaatliche Symbole untersucht, um staatliche Geschichtspolitik in der jetzigen Ukraine zu erläutern. Vladimíra Dvořáková und Jiří Kunc beschreiben, wie sich im tschechischen Bewusstsein verschiedene Schichten der Vergangenheit gesammelt haben und heutzutage als „Problem“ für die politische Transformation des Landes betrachtet werden. Silvia Mihalikova erwähnt sehr unterschiedliche Themen wie politische Eliten, Werte, gesellschaftliche Partizipation, formelle und informelle Normen im Aufbau demokratischer Institutionen oder Erinnerungspolitik, um „politische Kultur“ in der Slowakei zu erfassen. Weiter beschreiben Gerhard Seewann und Éva Kovács in ihrem Beitrag Juden und Holocaust in der ungarischen Erinnerungskultur seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges, Wolf Oschlies „politische Kultur“ in Serbien und Ex-Jugoslawien. Alina Mungiu-Pippidi spricht ihrerseits von einer „entführten Modernisierung“, um die Rolle der politischen Elite und ihrer sozialen Darstellungen in der unvollendeten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung Rumäniens zu erklären. Karl Kaser interessiert sich seinerseits für tribale Aspekte der „politischen Kultur“ Albaniens, während Ulf Brunnbauer „politische Kultur“ (Identität, Ethnopolitik und Korruption) in Albanien genauer darstellt. Schließlich gibt Rajwantee Lakshman-Lepain einen guten Einblick in die Entwicklung des post-ottomanischen Islams in verschiedenen Ländern Südosteuropas.

Die Beiträge sind alle auf ihre Weise spannend zu lesen, obwohl sie sich in Umfang und Stil sehr unterscheiden. Diese Heterogenität ist aber verständlich, wenn man den im Sammelband angenommenen ontologischen Standpunkt betrachtet, der anscheinend auch als übergreifende Methodologie gilt, da „politische Kultur“ nicht als etwas Strukturelles verstanden wird, sondern als etwas, was von Mensch zu Mensch unterschiedlich wahrgenommen wird. Auf diese Weise stellen die Autoren ihr eigenes Verständnis von nationalen Mythen vor. Eine solche Methodologie ist aber auch offen gegenüber Kritik. Daraus folgt logischerweise, dass Individuen aus derselben Nation dasselbe Thema vielleicht anders dargestellt hätten, je nachdem, wie sie (durch Familie, Beruf usw.) sozialisiert wurden. Dazu kommt, dass

die Autoren abhängig von ihrer nationalen Herkunft unterschiedliche Verständnisse von „politischer Kultur“ vertreten. Die ersten Beiträge sind relativ klar, da sie präzise Definitionen anbieten. Unsicherheiten bezüglich des Verständnisses von „politischer Kultur“ entstehen beim Lesen weiterer Artikel. Methodologisch gesehen, bietet die Vielfalt an Themen zudem unterschiedliche Untersuchungsebenen. Die Spannung zwischen Nation und Minderheiten (Individualismus, Sprachpolitik), nationale Mythen, Religion, Nationalismus, Erinnerungspolitik, der Aufbau demokratischer Institutionen oder selbst noch Auseinandersetzungen zwischen politischen Parteien werden alle als Ausdrücke „politischer Kultur“ betrachtet. Dazu kommt, dass die verwendeten Analysemethoden oft nicht erörtert oder gar nicht erwähnt werden. Es wird z.B. zwar definiert, was unter Individualismus in Estland verstanden wird, die Analyse beruht dann aber nur auf 22 Interviews aus einer einzigen Untersuchungsgruppe: Studenten. Daher bleibt in dieser spannenden Studie die Repräsentativität der Ergebnisse fraglich. In einigen Beiträgen, wie dem zur Slowakei, werden bedauerlicherweise verschiedene Themen ohne Grundkonzept aufgelistet, die unter die Kategorie „politischer Kultur“ passen könnten.

Doch bleibt „politische Kultur“ für Politologen und Spezialisten für Internationale Beziehungen ein interessantes, aber eben doch neu zu erforschendes Untersuchungsobjekt. Auch wenn liberal orientierte Politologen auf die Methode von Almond und Verba verzichten, um qualitative Methoden wie Interviews und Diskursanalyse zu bevorzugen, halten sie sich vom Thema der „politischen Kultur“ fern und bevorzugen die Literatur zur Organisationssoziologie. In der Tat wird „politische Kultur“ oft als ein zu „weiches“ Konzept gesehen, aufgrund seiner Schwierigkeit, es zu definieren und methodologisch zu erfassen. Jedoch sollte „politische Kultur“ gerade im Zeitalter der Globalisierung größere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Es ist kein Paradox, da Renationalisierung und die Hervorhebung von lokalen Spezifika sowie von nationalen Traditionen oft als Reaktionen gegen internationale Harmonisierung verstanden werden. Mit der Entwicklung internationaler Organisationen und regionaler Zusammenarbeit (u.a. EU, NAFTA, ASEAN) im 20. Jahrhundert, die über dem nationalen Rahmen hinaus agieren, nimmt das Interesse an „politischer Kultur“ unter Sozialwissenschaftlern zu. In all diesen Fällen steht die Spannung zwischen Nation und internationalen Normen im Mittelpunkt. Sie bietet ein interessantes Feld für u.a. Konstruktivisten und auch für die Verfasser des Sammelbandes, für die politische Philo-

sophie wichtig ist. Doch bleiben Studien zu diesen Themen noch zu selten oder haben bisher zu wenig Interesse im breiten Feld der Europa-Studien und Internationalen Beziehungen erweckt. Sie werden oft als Randplätze eines *mainstream* gesehen, der vorwiegend von liberalen Theorien und Methoden geprägt bleibt. Dennoch könnten Arbeiten zur „politischen Kultur“ aus den Regionalstudien Debatten wie Normenübertragung im Rahmen der Erweiterung der EU und zum Beitrittsprozess zu internationalen Organisationen bereichern. Vielleicht könnte im Gegenzug die Verwendung von strengeren qualitativen Methoden Studien zur „politischen Kultur“ beeinflussen und sie daher attraktiver für andere Disziplinen der Sozialwissenschaften gestalten. Dies bedürfte aber des Bauens einiger Brücken zwischen den Einzeldisziplinen der Sozialwissenschaften in Deutschland und in anderen Ländern.

Elsa Tulmets, Prag

**Traumland Osten. Deutsche Bilder vom östlichen Europa im 20. Jahrhundert, hrsg. v. Gregor Thum. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006, 212 S.**

Die deutschen Bilder des „Ostens“ – sie wecken mitunter Konnotationen, die der im Titel des zu besprechenden Buches favorisierte Begriff vom „östlichen Europa“ gezielt nicht gleich in Einklang bringen will. Denn sie erscheinen – nicht ohne Grund – zuweilen in der Retrospektive als ein Knäuel aus extremen Widersprüchen und hochgradiger Irrationalität, aus dem heraus sich Dramen bis dahin unbekanntem Ausmaßes entwickelten und sich dauerhafte Komplexe bildeten. Das Wissen um die wesentlichen Versatzstücke, die just diesem Themenkomplex entsprangen und der mörderischen NS-Ideologie zugrunde lagen, taucht die Geschichte dieser Wahrnehmungen in ein trübes Licht. Doch besteht bei einer solchen rückblickenden Lektüre mit der „Operation Barbarossa“ und Auschwitz als Fluchtpunkt die wohlbekannte Gefahr anachronistischer Vereinfachung, indem vornehmlich die aggressivsten Bilder berücksichtigt werden, die die deutschen Expansionsgelüste im Osten belegen. Will man aber den ganzen „Osten“ in der Imagination der Deutschen im 20. Jahrhundert verorten, so ist man wohlberaten, die komplette Palette an Visionen in all ihren Ambivalenzen und Konfliktpotenzialen ins Visier zu nehmen. Gerade in der breiten Auffächerung liegt der verdienstvolle und gelungene Versuch des von Gregor Thum herausgegebenen Bandes.

Aufgrund der jahrhundertealten Präsenz deutscher Bevölkerungsteile im östlichen europäischen Raum und angesichts der traumatischen Erfahrungen aus der Zeit der Weltkriege scheint keine andere Region des Erdkugels die geopolitischen Fantasien der Deutschen dermaßen stimuliert zu haben wie dieser kontinentale Raum, der es „vermochte, sie [die Deutschen] gleichzeitig so sehr in Schrecken zu versetzen wie mit Hoffnung zu erfüllen.“ (S. 8) Ein Antislawismus der primitivsten Art auf der einen Seite und die Erneuerungsvisionen der Dostoevskij-Verehrer oder der frühen Bewunderer der bolschewistischen Revolution (bis hin zum offiziellen UdSSR-Bild der DDR-Propaganda) auf der anderen lagen immer nah beieinander. Überzogene Heilserwartungen (*ex oriente lux*) standen apokalyptischen Visionen (*ex oriente furor*) gegenüber. Sie vermengten sich mitunter, oder scheinbar unvereinbare Positionen wurden plötzlich ausgetauscht.

In seiner Einleitung plädiert Thum mit überzeugenden Argumenten für eine breite Definition des europäischen Ostens, die dem elastischen Charakter deutscher geopolitischer Wahrnehmungen im Laufe des 20. Jahrhunderts am nächsten kommt.

So betreffen die analysierten Visionen sowohl Russland (bzw. die UdSSR) als auch Ostmitteleuropa im heutigen Verständnis. Zu Recht wird der Thematik des sog. „deutschen Ostens“ der ihr gebührende Raum geschenkt, nahm sie doch einen zentralen Platz in den Gesamtwahrnehmungen des östlichen Europa aus deutscher Sicht ein. Der Band enthält neun Beiträge, wobei Allgemeindarstellungen und Fallstudien einander abwechseln. Ungeachtet der auch in disziplinärer Hinsicht unterschiedlichen Herangehensweise bieten die Artikel ein instruktives Geschichtspanorama seit der Entstehung eines Ost-Diskurses noch vor 1900 bis zu den antagonistischen Sichtweisen der DDR und der BRD vor 1989.

Im abschließenden Beitrag, der aufgrund der weiten Perspektiven auch als Einführung hätte fungieren können, geht Thum dem „deutschen Osten“ begriffsgeschichtlich nach. Seine originellsten Interpretationen leitet er aus den Denkkategorien der *postcolonial studies* ab. So wird die deutsche „Einflusssphäre“ als „Kompensationsideologie für das verlorene Kaiserreich“ betrachtet. Während den Teilungen Polens und der Nationalisierung der Grenzen nach 1848 sicherlich mehr Platz hätte eingeräumt werden können, schildert Thum sehr genau die ideologische Konstruktion der preußischen Ostmark ab den 1890er Jahren, als das Verhältnis der deutschen Reichsbehörden und der deutschen Bevölkerung zur polnischen Minderheit sich

zusehends verschlechterte. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges mündete diese zunächst vor allem preußische Thematik in einen ethnischen Diskurs über den vermeintlich „deutschen Osten“, der, durch die militärischen Eroberungen aus dem Jahre 1917 beflügelt, sich auch aus den Erinnerungen an die Grenzkämpfe der unmittelbaren Nachkriegsjahre speiste. Entsprechende Abschnitte aus „Mein Kampf“ veranschaulichen die hohe Bedeutung des Transfers kolonialer Überseeräume in das östliche Europa in Adolf Hitlers Weltanschauung. Schließlich wird in dem Beitrag die vermiedene Auseinandersetzung mit der Nachkriegszeit und dem neuen Antimodernismus geschildert, der der Nachkriegsproblematik der „verlorenen Heimat“ anhaftet.

Gerd Koenen, der die Quintessenz seiner ambitionierten Studie zum Thema deutscher „Russland-Komplex“ in der Weltkriegsepoch e präsentiert, erfüllt aufs genaueste Thums Vorhaben, die extreme Zweideutigkeit deutscher Ostvisionen zu veranschaulichen. Der Leser bekommt eine sehr lebhaft e Schilderung der für die 20er Jahre typischen „Kakophonie“ politischer Anschauungen (S. 25), gefüttert mit zahlreichen detailfreudigen Portraits russlandfeindlicher bzw. -freundlicher Akteure. Koenen unterstreicht die Bedeutung der deutschen Dostoevskij-Rezeption bei der Konstruktion des sehr wirksamen, sowohl in russischen als auch in deutschen Kreisen vorhandenen antiabendländischen Gesellschaftsideals. Vėjas Gabriel Liulevičius widmet seinen kulturanthropologischen Beitrag der Wahrnehmung des Ostens als „apokalyptischen Raum“ während des Ersten Weltkrieges (S. 47). Stefan Troebst zeigt in der einzigen Fallstudie des Bandes zum südöstlichen Europa, wie Makedonien als Projektionsfläche mancher deutscher Visionen fungierte. Mit bewusster Pluralisierung der ausschließlich schwarzen Legende des Balkanismus unterstreicht Troebst die politischen Sympathien, die der makedonische Irredentismus dank der möglichen Parallelisierung zu den eigenen Territorialverlusten nach 1918 in Deutschland genoss.

Der heute in Vergessenheit geratene nationalistische Bestsellerautor Edwin Erich Dwinger (1898–1981) spielte seinerzeit eine erstrangige Rolle in der Verbreitung russlandfeindlicher Fantasien. Für Dwinger waren Russlandfront und Kriegsgefangenschaft während des Ersten Weltkrieges wie eine „Schule der Grausamkeiten“ (S. 72). Karl Schlögel analysiert die „russische Obsession“ (S. 66) des später an der Ostfront eingesetzten SS-Offiziers als „eine Art verfremdetes Selbstgespräch der Deutschen“ (S. 70). Diese literaturgeschichtlichen Einblicke werden ergänzt durch den historiografischen Ansatz Eduard

Mühles in seiner Analyse des Werkes von Hermann Aubin. Mühle unterstreicht wie in seiner großen Biografie des einflussreichen Historikers die intellektuellen und institutionellen Kontinuitäten, die dem Mentor der Breslauer Geschichtswissenschaft und Autor bevölkerungspolitischer Expertisen für die NS-Politik im Osten eine Schlüsselrolle beim Neuanfang der bundesrepublikanischen Ostforschung nach 1945 verschaffen halfen.

Filme spiel(t)en stets eine zentrale Rolle bei der Verbreitung stereotyper Bilder des Ostens. In Kristins Kopps willkommener Fallstudie des nostalgischen Streifens „Ich denke oft an Piroshka“ (1955) wird (wie zuvor bereits bei Thum) die postkoloniale Interpretation bemüht, um den großen Publikumserfolg zu interpretieren. Letztendlich dient der Film als therapeutischer Ersatz für den verlorenen Osten. Die deutsch-ungarische Romanze erlaubt eine unkritische Wiederbelebung des selbstlegitimierenden deutschen Zivilisationsdiskurses im östlichen Europa. Schließlich widmet sich Jan Behrends der ideologisch stark eingegrenzten Produktion des ostdeutschen Propaganda-Diskurses über den „großen Bruder“, die Sowjetunion.

Der Band bietet alles in allem ein weitgefächertes, zugleich faszinierendes und beängstigendes Panorama dieses deutschen „Traumlands Osten“. Die Beiträge stechen insgesamt durch ihre lobenswerte Kontextualisierung hervor und laden zur weiteren Vertiefung ein.

Thomas Serrier, Paris/Frankfurt a.d.O.